Montagslaunen

des

Herrn Tobias Lausche

Gastwirths zum blauen Engelein
an der schwäbischen Grenze

De tous les animaux, qui s'élèvent dans l'air,
Qui marchent sur la terre ou nagent dans la mer;
De Paris au Perou, de Japan jusqu'à Rome
Le plus sot animal, à mon avis c'est l'homme.
BOILEAU *Sat.* 8.

Persius

Leipzig,
in der Weygandischen Buchhandlung

1800.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi

Herrn Luß

und

Seiner lieben Sophie

und

Herrn

Hofmeister Georg Leube,

Seinen

alten Freunden

aufs neue gewidmet

von

Tobias Lausche.

Vorrede.

Wußt's warlich nicht, daß ich so was Kluges gesagt hatte, wie mir der Corrector der allgemeinen Litteraturzeitung, als er bey mir Mittag hielt, versicherte, und ich hatte nun keine Ruhe mehr, gab meinem Tobis die Kellerschlüssel, befahl ihm die Kreide, nahm den Stock mit dem silbernen Knopfe und antwortete Niemand auf die Frage wo aus?

Zog vor Jedermann freundlich den Hut ab, immer der Meinung, der unbekannte Reisende könne ein Richter seyn, der incognito übers Feld gehe auf eine Visitation, oder in die poetischen Wälder aufs Jagen, oder auf

den Anstand, und schaute immer begierig herum, ob ich den litterärischen Thurmknopf noch nicht blinken sähe.

Endlich da es schon Abend geworden, sah ich ihn, und spornte meine müden Füße an, gar auszuhalten.

War mein erster Gang zum Thürmer meinen Vetter, und ließ ihm kaum Zeit mich freundlich zu begrüßen, als ich ihn fragte: ob er würklich für mich geblasen auf Befehl seiner Obern? — Freylich wohl, lieber Tobis, sagte er theilnehmend, dein Kindlein ist rechtlich getauft worden, und du hast es hören müssen, wenn du auch im tiefsten Schlafe gelegen wärest.

Hieng mir der Himmel voller Geigen, und ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen und ich dachte: bist doch ein närrischer Mann, daß dich in deinen alten Tagen ein kleines Lob so narren kann.

Hm! dacht ich wieder, warum solltest du dich nicht freuen, wenn man Gutes von dir spricht, vorzüglich Du alter Tobis, der in seinem Leben gar wenige gute Freunde gehabt, die, ich will nicht sagen, gütlich, nur rechtlich mit dir umgiengen.

Hörtest du vom Thurme blasen, so war es lauter Todtenmusik oder Schadenfreude,

wenn du krumm und gebückt mit leeren Taschen deine Hütte suchtest.

Warum solltest du dich nicht freuen? — Auf alter Tobis und du alter Vetter erwache aus deinen Träumen. Ich muß frühe wieder heim, und du mußt mir das Stückchen blasen, das du vor allen Leuten machtest am Tauftage.

Er stand auf und ich drehte mich im Kreise herum, und hätt ich meine Heinriette da gehabt, ich hätte mit ihr einen Reihen getanzt, wie ein flinker Junge von 16 Jahren.

So mußt ich alleine tanzen und dachte Deiner blos, Liebe, Gute! — Fiel dir dazumal das Herz so schwer, als ich wieder reisen wollte, und meintest, es gehe gerade wieder in Feindesland.

Komm bald wieder, liebes Weibchen, tröste dich! —

Wird sie nicht jubeln, wenn ich Morgen an den Laden klopfe; Herr Tobias kommt! und mir selber die Thüre öffnen und sagen: Alter, du hast mir recht bange gemacht! —

Und wenn ich dann den Ehrenzettel herausziehe, und vor der ganzen Bürgerschaft ablese, da werden sie die Hüte abnehmen, und das Trinken darüber vergessen! —

Gieng, da es Morgen ward, in die Expedition, und löſete um einige Groſchen meinen Taufſchein, zahlte dem Thürmer einen blanken Thaler, und gieng mit ihm ſittſamlich bis ans Thor, wo er dann wieder heimzog, und ich in mein Dörfchen mit gleichen Füßen lief.

Am Sonnabend Abends kam ich an, und alles drückte und herzte mich, denn mein Nachbar hinter den Ofen ängſtete ſie und ſagte: Ich ſey ein alter Thor, wer weiß wo ich wieder hingelaufen.

Und als ich nun mein Bündlein aufſchloß und referirte, da wollts keiner glauben bis ſie es ſahen, ſie zogen das Mützlein und hieſſen nun immer Herr Tobis, da ſie ſonſt kurzweg Tobis ſagten, und des Rathsherrn Frau, bot meiner die Ehre im Kirchſtuhle an, welches ſie ſonſt nie thät.

War noch am Montage ſeelenvergnügt, und hatte einen rechten blauen Montag, wie die Zünftler in meiner Zeche.

Und da mir der Schulmeiſter dahier ein Buch Papier und zwey neue Federn zum Geſchenk gemacht, ſo ſetz' ich mich und ſchreibe Montagslaunen, die das nehmliche ſollen,

was die erstern meine Gäste unterhalten und belustigen.

Und da ich meinem Sohne die Wirthschaft übergeben habe, so wird es mir Niemand verargen, wenn ich an einem Arbeitstage solche Geschäfte treibe.

Soll in meinem Hause demohngeachtet, so lang ich lebe, promte Bedienung bleiben, und vielleicht denkt der alte Herr Tobis, vielleicht bläßt der Thürmer noch einmal; und dann kann ich in meinen alten Tagen noch ein Rathsglied werden, und habe dann alles gerossen, was ein ehrlicher Bürgersmann verlangen kann.

Oder, fällt mir in bissiger Vetter mir in die Rede, oder er wird ausgepfiffen, und sein Kind mit dem Strohfiedel begrüßt! —

Stille, stille Freund, er muß in kein falsches Horn blasen, wenn es schön klingen soll, und sein Trompetchen zu Hause lassen.

Hat seine Hausfrau, als sie schwanger war, wohl verwahret, daß keine Leidenschaft ihre Seele füllte und ihr Auge auf lauter schöne Gegenstände geleitet; ist eine schwangere Phantasei eben das, was ein schwanger Weib.

Die äußeren Eindrücke haben Einfluß auf die Geburt.

Will man lauern, so muß man lachen können, seine Nahrung und Nothdurft, bey einer heitern Seele besitzen.

Und diese, lieber Vetter, störet nicht, damit kein Unhold die Welt begrüße, sondern ein schöner artiger Junge, der jedem freundlich ins Auge lachet.

So weit für jetzt!

Schrieb's aus meinem-Kloset am Tage Veronica des Jahrs 1799.

Der blaue Montag.

In der Gegend, wo Herr Tobis lebte, war's Recht unter den Zünftlern, nicht selten einen blauen Montag zu machen, und ein Geselle reizte den andern aufs Ländlein zum Farnbacher bey Herrn Tobis.

Er war der allgemeine Herbergsvater und der beliebteste Wirth, denn er wußte alle zu unterhalten, und sein Salz auf ein gesundes Bißlein Brod zu streuen, daß jeder gerne davon essen mochte.

Herr Tobis „ so gern er Gäste hatte und so nachsichtig er war, manchmal einen blauen Montag zu verzeihen, so wehe that es ihm, wenn er zu oft hintereinander kam, und er konnte unmöglich schweigen.

Einst geschah es denn, daß er schon den fünften Montag im Kalender blau unterstrichen hatte, und als der sechste kam, und die Handwerksgenossen sich zeitig schon einfanden, nahm

er den Kalender herunter, bewillkommte seine Gäste, und nun sprach er, ihr Herren, blauen Montag gemacht! — Sie lachten, und Herr Tobis, ohne aufzuwarten, nahm die blaue Dinte und unterstrich den Tag, und bat nun zu befehlen, was sie trinken wollten.

Er hängte den Kalender an die Wand, und gieng in den Keller.

Ein närrischer Mann, sprachen die Zünftler, was hat er doch in den Kalender geschrieben.

Sie sahen hinein, und fanden sechsmal hinder einander den Montag blau unterstrichen.

Schaut, schaut, immer hat er den blauen Montag gezeichnet, der Schalk, was er damit haben mag, sprachen sie aufmerksam, und Herr Tobis hatte kaum Zeit, in der Runde herum aufzuwarten, als ihn schon alle mit Fragen bestürmten, was die blaue Dinte im Kalender zu bedeuten habe.

Ach! ihr Herren, sprach er, müßt ihr euch denn um alles bekümmern, was kümmert euch meine Zeitrechnung?

Nichts, nichts, Herr Tobis, nur ehrlich bekannt, der Montag ist nicht umsonst blau gestrichen, und ich sah's ihm an, er hatte was auf dem Herzen, als wir zur Schenke hineintraten, und die Worte: schon wieder blauen Mon-

tag, zitterten ihm auf der Zunge, sprach der Aelteste. I warum nicht gar, sprach Herr Tobis, was kümmerts mich, ob ihr feiert oder arbeitet, euren Montag blau färbet, oder als Werktag passiren lasset, ich gewinne ja dabei und freue mich immer, wenn ich Gäste habe.

Die Herren haben also heute blauen Montag gemacht, sprach er freundlich?

Nu ja Herr Tobis, er weis es ja schon! — Nichts für ungut ihr Herren, ich meinte nur, die ganze übrige Welt hat einen schwarzen Erdentag, wo jedes seinen Geschäften nachgeht, und wenn dann ein Häuflein eine Ausnahme macht, fällt es auf und veranlasset die Frage.

Aber sag er mir doch Herr Tuchfärber dort unten, das Blaufärben läuft jetzt wohl ins Geld, weil wir gerade von der blauen Farbe reden, ich habe heute gelesen, daß der Indig [illegible] entsetzlich gestiegen ist; böse Zeiten! — Ich hab meinen blauen Rock zum Sonntagsrock gemacht, wird endlich, wenn der Preis noch höher steigen sollte, eine seltne Farbe werden.

I warum denn nun zum Sonntagsrock, sprachen mehrere.

Junge Herren, antwortete Herr Tobis, man muß jetzt darauf sehen und eine so theure Farbe nicht alle Tage tragen.

Aber sagt mir, brach er ab, indem er den Gesellen des Compagnie-Schneiders anredete, ist es wahr, habt ihr dem Leibregimente blaue Röcke angemessen?

Der Geselle bejahte es. Nu nu sprach Herr Tobis, das freut mich, so bleibt der Soldat doch bei Ehren, und dieser Stand wohl nimmer der Popanz ungerathner Leute, da man sonsten öfters sagte:

Er bringt's schon noch so weit, daß ihm das blaue Röcklein angemessen wird.

Aber halt doch ihr Herren, wollen wir doch nachsehen, der wie vielste Montag ist es wohl schon, der euch blau aufgegangen ist?

I nu Herr Tobis; es wird der sechste seyn, antwortete der, der ihm zunächst stand.

Richtig, richtig, sagte Herr Tobis, es freut mich, daß ihr doch einen Kalender im Kopf führet.

Man macht sich viel besser bei seinen Geschäften, ist viel ehrlicher mit seiner Zeit, wenn man weiß, ob Feiertag ist oder Arbeitstag, und sich hübsch ordentlich darnach richtet, nicht die Arbeit verläßt nach Gutdünken, sondern mit Ernst sich an ein thätiges Leben bindet, und darin nur ein glückliches zufriednes Leben suchet.

Aber sagt mir doch ihr Herrn in aller Welt, wie mag so ein Tag ein blauer Montag heißen.

Hm, sprach einer, der gerne nachgrübelte, vielleicht weil blau eine angenehme Farbe ist.

Und weil, fuhr Herr Tobis fort, der Handwerksmann gerne an dieser Tapete arbeitet, weil sich viele kein glücklicheres Leben denken können, als ein faules Leben, und mancher sich nur deswegen unter die Erde wünschet, weil er nichts thun darf, recht verlumpen kann, ohne daß einer saget: Schäme dich! —

Ihr saget, weil es eine angenehme Farbe ist, und also auch einen angenehmen Tag wohl bezeichnen muß.

So nach machet ihr wohl gerne blauen Montag, nicht wahr? —

I nu freilich, sprach er, wer kann denn immer arbeiten.

Habe gar nichts darwider, seid mir ein lieber Gast, und es wäre mir leid, wenn ihr euch zu tode gearbeitet hättet; aber ich glaube nun nicht, daß der Tag ein angenehmer Tag ist.

Beschäftigung ihr Herren, treue Ausübung seiner Pflichten, redliche Tagarbeit, giebt dem Tage eine angenehme Farbe.

Hab ich mich recht müde gewunden, den Tag über, stand ich mit anbrechenden Morgen von meinem Lager auf, und übereilte mich den Abend noch unter meinen Geschäften, da mache ich recht froh meinen Feierabend, und der blaue

schöne Himmel erfüllet meine Seele mit Freude; aber hab ich nichts gethan, verjagte ich den Tag mit dem Nachbar unter der Thüre oder am Spieltische, ich weiß nicht, ich bin den ganzen Tag nicht recht zu Hause und der Himmel hat gewöhnlich am Abende Gewitterwolken, es ist so ein düsteres dunkles blau, keine angenehme Farbe, wie ihr meinet.

Also ihr Herren, ihr haltet heute blauen Montag, und seid vergnügt an diesem Tage der schönen blauen Farbe wegen, womit ihn der Handwerksgebrauch überstrichen hat.

Ich bin nicht zufrieden mit dieser Erklärung, es sind ja roth, grün, gelb auch angenehme Farben, laßt uns in der Reihe herum rathen, woher es komme, daß man diesen Tag einen blauen Montag nenne, vielleicht ersinnen wir etwas besseres.

Der erstere wurde aufgefordert: Ach sprach er, was nützt alles Klügeln darüber, ist eben Handwerksbrauch, eine alte Sitte, und weil sie eben so alt ist, so wird sie mit Recht noch gemacht.

Hm sprach Herr Tobis, ihr seid ein Schneider, junger Herre, und arbeitet bei Herrn Meyer, einen rechtlichen Mann und einen Mode-Schneider, das freut mich äußerst, denn seine Leute alle müssen ihre Handthierung verstehen, aber

sagt

sagt mir, machet ihr noch solche Westen und solche Röcke, wie den meines Großvaters?

Er zeigte ihn vor, ein Rock, sprach er, der seine neunzig Jahre zählt.

Alle lachten laut auf und konnten sich nicht satt daran sehen.

Oder lieber Geselle, ihr könntet mir einen Gefallen thun, geht, ziehet den Rock und die Weste an, und gehet durch die Stadt oder besuchet eine Schenke in der Stadt.

Das Geit, um viel Geld nicht, Herr Tobis, rief der Bursche, da wäre mein guter Name dahin auf immer; und ich möchte keine Stunde mehr arbeiten.

I warum denn, sprach Herr Tobis ernsthaft? —

Man lachte mich aus, sprach der Mensch; bin ein junger flinker Kerl, und käme nun mit einen steifen altväterischen Kleide einhergezogen, das für unsere Zeiten gar nimmer paßt, das schon hundert bessere Moden erlebt hat, und wäre noch dazu ein Schneider, der für die neuste Welt, für die galante Welt, arbeiten soll, nein Herr Tobis, das thät ich um viel Geld nicht.

Hm, sprach Herr Tobis, und doch haltet ihr blauen Montag! — Ist nach eurer Meinung älter als mein Rock, und um bildlich zu reden,

nichts besseres als ein Rock, den eben die Zünftler tragen, und wie ihr selbst gestehet, noch dazu so abgetragen, daß man die Farbe nimmer kennt.

Und den Rock traget ihr so gerne und fürchtet nicht, daß euch die Leute darüber auslachen möchten.

Eure Erklärung, junger Herr, giebt dem blauen Montag eine schlechte Farbe.

Nach euren modischen Begriffen muß man sich immer in die Zeit schicken. Freund, warum geschieht es nicht? Der blaue Montag ist eine alte Mode, stammt von Zeiten, wo man noch roher, noch viel einseitiger dachte als jetzt, wo mehr zu verdienen war und wohlfeiler zu leben als nun.

Der Handwerker ist jetzt schon ein Mann von Welt, und ein Schneider, der Diener der feinen Welt, muß sich nach seiner Herrschaft richten und es ihr nachmachen.

Nachmachen, ja nachmachen, schrie der Schneider aus vollem Halse, o Herr Tobis, wenns darauf ankommt, so macht die feine und die gelehrte Welt jetzt wohl öfter blauen Montag, als die Zünftler.

Unsere Damens giengen sonst nicht so oft in Visiten wie jetzt, blieben hübsch hinter dem Spinnrad, versahen fleißiger ihr Hauswesen,

webten ihre Tücher selber, und verfertigten ihre Kleider, ohne den Schneider nothwendig zu haben.

Jetzt, wenn eine neue Mode sich blicken läßt, da wird zum Schneider gerennt und getrieben und gerisen, daß ja keine im Mode Kleid eher erscheine als die andere, das Spinnrad drehen alte Weiber, und das Weben bleibt dem Weber.

Und die Männer, die Klüglinge, die gescheider sein wollen als die Alten, machens nicht besser als ihre Hausfrauen, kümmern sich weniger wie sonst um das Hauswesen, plündern das Modejournal mit Heishunger und die alten Herren treiben's ärger als die jungen. Und wenn ein einziger Gedanke durch den Kopf passirt, der in einer Gesellschaft als witzig glänzen könnte, so wird blauer Montag gemacht und die Geschäffte erwarten einen andern für sie günstigern Tag.

O Herr Tobis, die Zünftler nicht ausgelacht, der feinere Theil der Welt, giebt noch viel mehr zum Lachen und zum Tadeln als wir, und kann uns nichts vorwerfen.

Herr Tobis hatte die Gewohnheit mit seiner Tobakspfeife zu manövriren, wenn er ins Gedräng kam und hüllte sich in eine mächtige Dampfwolke.

Der Gegner hatte schon ausgesprochen, und noch schwieg Herr Tobis, und philosophirte mit sich selbst, und schon war von Seiten der andern lautes Siegsgeschrei als er erwachte aus seinen Träumen.

Schön gesprochen, recht schön fiel Herr Tobis ein, und ihr habt zum Theil nicht Unrecht, lieber Freund; aber sagt mir doch, ihr könnet mir aus einer Verlegenheit helfen.

Ich bin Vormund zweier Kinder meines Bruders. Das Mägdlein that ich zu einer Herrschaft, zu einer ehrsamen alten Dame, einer braven biederen Frau, die mir versprach, Mutterstelle an ihr zu vertreten, denn sie gefiel ihr.

Das Mägdlein war ein Jahr da, auf einmal sagte sie mir, sie gienge weg und habe den Dienst aufgesagt, und käme nun als Kammermädchen zu einer gewissen Hofräthin, die, wie ich hörte, aus dem Witwenstande zu kommen wünschte, und daher ein offnes Haus hält.

Ich warnte, ich drohte, alles half nichts, und einige ihrer Baasen überliefen mich, und nöthigten mich einzuwilligen und sagten, das Mägdlein müsse mehr Welt bekommen, und könne mit einer Heirath dann erst ihr Glück machen.

Genug ich wurde so gar von der Obrigkeit befehliget einzuwilligen, und legte meine Vormundschaft nieder.

Da mußt ich nun zu meinem Aerger täglich Lobsprüche von diesem Hause hören und von den Parthieen, die Jungfer Lieschen alle Tage hat, und von den guten Leben, da sie beinahe alle Tage mit ihrer Herrschaft blauen Montag mache, und sagte nichts dazu, und schrieb den Tag in den Kalender, und fragte bedächtlich die Hebamme, eine alte Base von ihr, wenn man von einem Mägdlein anfange zu sprechen! —

Und wie ich sagte, so geschah's.

Jungfer Lieschen verstand die Künste der Mode nicht so gut, wie ihre Frau, und fiel in der Versuchung, und kaum erfuhr's ihre Frau, so wurde sie mit Schande aus dem Hause gejagt, und gewaltig darüber geschrieen, denn liederliche Leute, die ihre Kunst ordentlich treiben, müssen immer dabei ehrbar thun.

Hätte das Mägdlein fein gearbeitet, nicht so oft blauen Montag gemacht, sie hätte einen Freier gefunden bei der alten Dame, und Welt Welt lernt man immer noch genug.

Den Jungen ließ ich einen Schneider werden — er ist auch einer, nicht war junger Herr! ich habe ein kurzes Gedächtniß — da er ausgelernt hatte, wurde er fein ausstaffirt und in die Fremde geschickt mit mancher guten Lehr, und ich empfahl ihn nach Frankfurt an einen Meister,

den ich gut kennte, und bat um Nachricht, weil ich den Jungen gern hatte.

Das erste halbe Jahr gieng's gut, dann lauteten die Briefe immer schlimmer, kam eine Hiobs Post nach der andern, mußte immer Geld nachgeschickt werden, und des Meisters Klage war, der Mensch schickt sich nicht in die Zeit und in seine Umstände, und kurz er macht zu oft blauen Montag.

Und das Ende vom Liede war, er machte Schulden und um doch noch öfter blauen Montag machen zu können, gieng er unter die Preussen, wo er das blaue Röcklein alle Tage tragen durfte, aber diese blauen Tage in den ersten vier Wochen wieder verwünschte.

Er desertirte, ward erwischt und wurde abgestraft, und ist jetzt in einer Vestung und verwünscht den blauen Montag.

Will man oft blauen Montag machen, muß man Geld haben, und lebt man von seinem Verdienste, so darf man nicht über die Schnur hauen, sonst geht's krumm.

Da kehrte sonst der Schustermeister, der jetzt bettelt, immer bei mir ein, ein Mann bei Vermögen, aber der blaue Montag, der blaue Montag.

Hm, sagte er einst, ich habe was ich wollte, und will nun ein Herren-Leben führen, ver-

kaufte seine Werkstatt, ließ sich den Titel als Kommerzienrath geben, schaffte seiner Frau hohe Hauben und gieng nun nimmer in mein Wirthshaus, das war ihm zu schlecht, sondern in grose Gasthöfe auf Bälle, in Komödien, aufs Billard, und eben so machts seine Frau.

Man lachte heimlich über sie, und klopfte ihnen das Geld ab, denn der blaue Montag, der alle Tage war, und die Ehre, hatten ihnen den Kopf umnebelt, und in einer Zeit von vier Jahren war der ganze Reichthum verschwunden und Schulden genug noch übrig, und die Schuldner und die Gerichte fielen ein, und leerten das Haus, und schimpften und lästerten ihn einen Taugenichts, einen üblen Haushalter.

Er bettelt nun, und gesteht selber, wenn er nun um einen Kreuzer Brandwein trinkt, vor meinem Fenster, der blaue Montag habe ihn unglücklich gemacht, und er wünschte, der Tag hätte eine andere Farbe gehabt.

Wer lang hat, läßt lang hängen, ist ein Sprüchwort in der Gegend, und jeder strecke sich nach seiner Decke.

Der Thor muß uns nicht das Muster unseres Lebens werden, der verständige Mann gebe Lebensregeln.

In den älteren Zeiten, wo alles wohlfeil war, konnte so was noch hingehen, jetzt wo die

Bedürfnisse des Lebens über die Hälfte gestiegen sind, muß man sich einschränken.

Und dann ein Vergnügen, das ich seltner genieße, schmeckt mir besser, denn ich hab es verdient, genieß ichs oft, so wird mirs zur Last, und kostet mich demohngeachtet mein Geld.

Und dann, lieber Freund, ihr wollt ja nicht immer Geselle bleiben, wollt Herr und Meister werden.

Habt ihr einen guten Posten, und ersparet euch was darauf, und bringt etwas einer fleißigen Frau zu, wie wohl thut das! Die Zeiten sind hart, der Verdienst ist schlecht, und wenn man einen Nothpfennig hat, ists immer besser, als wenn man ihn verpraßt.

Der blaue Montag ist eine alte Mode, und so wie ihr euch schämt in meines Großvaters altem Rocke einherzugehen, so würde ich mich schämen, Herrn Tobis Schild früher zu sehen, als bis es rechtlich und ehrlich geschehen kann.

Mir macht ihr einen blauen Montag, nicht euch, ich habe den Nutzen, und rathe euch als Wirth den Tag nicht aus dem Kalender zu streichen, sondern den alten Brauch immer fortzumachen, weil es einmal Handwerksbrauch ist, sollt es gleich eine alte Thorheit seyn.

Heda, lustig gelebt, ihr Herren, wir nehmen nichts mit, und wer weis wie's Morgen wird, sagt der Wirth zum blauen Engel! —

Lustig gelebt, lustig lustig schrieen die Zünftler, und fiengen an zu singen.

Da das Liedlein aus war, forgte der erste seinen Nachbar, seine Meinung vom blauen Montag zu sagen, und Herr Tobis sagte: ich lasse euch nicht aus der Stube, weil heute blauer Montag ist, ihr müßt mirs alle in der Runde herumtragen! —

I nu, sprach er, so sei's denn. Mein Vater, Herr Tobis, hatte ein Paar Hosen zum Geschenk bekommen, in denen er treflich gieng, und hat er die an, so war er der freundlichste Mann von der Welt.

Meine Mutter, eine häusliche Frau, zankte, wenn sie an einem Werktag diese Beinkleider an ihm sah, und war er Sonntags zu Bett, so fand sie mancherlei Ursachen wieder aufzustehen, und verstecte sie dann, und gab sie nicht eher wieder heraus, als Sonntag Morgen.

Da gab es manche Hauskriege, und war ein Lermen unter den Leuten, als ob sie die Welt verhandeln wollten, und kamen die Nachbarn herbei, und man grin sich so erbittert herum, so sagten sie: Närrischer Mann, wer wird der Klei-

nigkeiten wegen so vielen Lermen haben, zieh eben die andern an!

Da sagt er immer, wenn ich nur nicht so gut drinn gienge, so wollt ich gar nichts sagen, und ich bin eben viel lustiger und lieber auf der Welt.

Und so Herr Tobis ist's denn vor Alters auch da gewesen — war heute ein schöner blauer Himmel ein vergnügter Tag, so denkt man Morgen noch dran und dürstet nach mehrern, und das Fleisch ist schwach, feierte heute die ganze christliche Welt, so feiert Morgen das Handwerk.

Loser Gesell, sprach Herr Tobis bedeutend, ja ja das Fleisch ist schwach, und in den weiten Schuhen der Faulheit und des Müssigganges geht ihr immer lieber als in den neuen des bürgerlichen Fleißes und der Sparsamkeit.

Aber deine Mutter hatte Recht, wie lange dauerts, so wäre dein Vater ein Lump gewesen, und hätte nicht einmal den Sonntag ordentlich halten können.

Man kann ja lustig und vergnügt sein, ohne eben auszuschweifen, kann einen frohen Tag sich machen, ohne den andern Tag zur Arbeit unfähig zu werden.

O der blaue Montag ist ganz ein Ding wie deines Vaters Hosen, steht blos an Festtagen

schön, an Werktagen beleidiget sie die Augen, macht eine Menge Verdruß, und endlich wenn's lang dauert Lumpen.

Und bist ein so schöner Bursche, ein so lustiger Geselle, Freund sperre die Feiertagshosen ein, und bleibe ein ordentlich Männlein, und wenn die Sonne scheint und der Sitz dich brennt, so laß dich nicht reitzen, und denke Herrn Tobias Bank ist so hart, wie die meine, denn er hat keine gepolsterten Sessel, und ist dann ein Ding ob ich nun arbeite oder spatzieren gehe.

Bei der Arbeit geht übrigens der Tag noch schneller herum, als sie, und also kommt der Sonntag wieder, dann sind wir wieder lustig, fort mit der blauen Dinte aus dem Kalender.

Giebt der Feiertage ja so genug, und sind die manchen armen Manne, der vom Verdienste leben muß, rothe blutige Tage, denn er kann nichts verdienen, und seine Kinderlein schreien nach Brod.

Immerhin sich an einen solchen Platz gedacht, und arbeiten gelernt und nicht feiern, nicht blauen Montag machen; das ist wahre Lebensklugheit und schaffet gute Haushalter.

Und ein guter Haushalter macht wenige blaue Montage, ist froh bei seiner Arbeit, glücklich in seinen Geschäften, ist er ein armer Mann, so reißen sich reiche Väter um ihn, und geben ihre

Töchter gerne, denn, sagen sie, der Mann ist fleißig und weis zu wirthschaften mit unserem Gelde.

Und so, ihr Herren, wäre der Vergleich nicht übel, nur muß man die rechte Deutung davon machen, das Gute zu seiner Zeit genießen, und bedenken was die Schrift sagt: Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten Gott danken für das Glück, daß du arbeiten und dein Brod schaffen konntest.

Ich machs genau wie's deine Mutter wollte, und ziehe mein Festwams nicht eher an, bis es Sonntag wird, oder eine andre Feierlichkeit es nothwendig macht, im Staat zu erscheinen.

Aber weiter, dort, was hält der Herr noch vom blauen Montag?

Ich denke eben, erwiederte jener, so wie der Sonntag ein christlicher Feiertag ist, so ist der blaue Montag ein bürgerlicher Feiertag, und die blaue Farbe ist blos ein Zeichen, daß es kein heiliger Tag, sondern ein bürgerlicher sey.

Schlecht kalkulirt, schrie Herr Tobis, ihr habet keine Beweise davon, und die Obrigkeit kann euch zum Arbeiten zwingen, weil ihr euren Meister um sein Geld bringet.

Ihr hättet eure Farben dunkler auftragen sollen, wenn man's nicht merken sollte, daß ihr gerne blauen Montag machet.

Und so fertigte Herr Tobis mehrere ab, und sie drangen in ihn am Ende, doch auch seine Meinung zu sagen, und er versprachs und sagte: Er müsse die Sachen nur erst in seinem Kopfe ordnen, und schenkte immer zu wacker ein, und die Gesellschaft trank weidlich und sang dazu, und alle waren recht lustig am blauen Montag.

Und Herr Tobis scherzte mit unter, und es komen der Gesellen Mägdlein, und sie koseten und scherzten, und Herr Tobis muste die Geige bringen und einige Stückleins spielen, und sie tanzten und jubelten laut.

Unterdessen mehrte sich die Gesellschaft, es komen Soldaten dazu und tranken sich lustig. Aber die Zünftler hatten nun schon des Guten zuviel gethan, und suchten Händel, und Herr Tobis, so geschwind er sonst war abzuwehren, liess die Sache einreissen und that als kümmere er sich nichts um ihre Händel, denn er war der Meinung, wolle man diese Menschengattung bessern, so müßten sie vorerst durch Schaden klug werden, und er wollte seine Meinung von blauen Montag recht in Anwendung bringen.

Genug der Streit riß ein, man fieng an sich mit den Fäusten zu beweisen, und die Zünftler allesamt mußten das Feld räumen, wurden tüchtig zerprügelt und hinaus geworfen.

Herr Tobis that sie ins andere Stüblein, und pflegte sie wohl, bis sie sich wieder erholt hatten.

Und nun sprach er, ihr Herren, ehe ihr heimgehet, meine Erklärung vom blauen Montag.

Meines Dünkens kommt er her vom Wörtlein, bläuen, ausbläuen, auswalken.

Wenn ihr kein zu kurzes Gedächtniß habet, so werdet ihr die Bemerkung gemacht haben, daß die Handwerksgenossen selten Maß und Ziel halten können, bei ihren Vergnügungen.

Sie vergessen sich im Taumel ihrer Lüste und meinten denn, sie seyen die Herren der Erde.

Da giebt es denn Beweise und Gegenbeweise, und die Faust entscheidet gewöhnlich.

Am andern Tag ist blauer Montag, das sieht man ohne Kalender an den blau geschlagenen Gesichtern und Armen, und man ist träge zur Arbeit und hat noch Groll vom vorigen Tage im Herzen, und sucht sein Müthlein zu kühlen.

Ihr habt gestern auf der Straße gerauft, weil ichs in der Stube nicht litt, heute litt ichs,

weil ich euch eine Erklärung vom blauen Montag versprochen hatte.

Nicht doch ihr Herren, der Tag hat einen wiedrigen Namen, und wenn ich Zünftler wäre, ich feierte keinen blauen Montag mehr. Hättet ihr heute gearbeitet, und kämet jetzt in die Schenke, wie schön wär es, und wie viel zufriedner gienget ihr heim.

Sie versprachens Herrn Tobis, keinen blauen Montag mehr zu feiern, und habens ehrlich gehalten, und er hoffet, man wird's ihnen nachmachen.

Die Hochzeit.

Ach sprach die Ammännin, man spricht nicht mehr von einem Mägdlein, als wenn sie Hochzeit hat, und die christliche Liebe richtet sich selten nach dem Sprüchlein: Alles zum Besten kehren! —

Wohl gut, Frau Nachbarin, entgegnete eine aus der Gesellschaft; alles zum Besten kehren, aber bedenken sie, das Mädlein hat sich schon einmal vergangen, und viel Aergerniß gemacht, was wahr ist bleibt wahr, und darum war auch schon vor Tags die Trauung, und sie schämte sich, so ein junges Mägdlein und kein Kränzchen zu tragen, sondern ein bloßes Häublein, als wär sie Witwe gewesen.

Und fuhr eine andere ihr in die Rede, wie der Pfarrherr von Zucht und Ehren sprach, und sie scharf ins Gesicht faßte, da zitterte sie und bebte vor Schaam.

Der Mann, was muß er gedacht haben, sprach eine Jungfrau drein; die auch einen Mann nehmen konnte, giebt so viele ehrbare Jungfrauen, und hängt sich an eine Hure! —

Stil-

Stille Mägdlein, sprach die Amtmännin, euch steht das Richteramt nicht zu, ihr wißt auch nicht, was man über euch sagen mag am Hochzeitfeste; und wer da stehet, der schaue auf seinen Weg, und wandle hübsch vorsichtig. Mägdchen Tugend ist ein zartes Blümlein und braucht Wachsamkeit und Sorgfalt.

Um so schöner und rühmlicher sprach Jungfer Christine, wenn es blüht, mit selbstgefälliger Miene, aber da — er muß eben selber nicht viel werth sein, weil er diese zur Frau nehmen mochte.

Und so ein eitles Ding, sprach eine dritte, die gerne zur Hochzeit wäre geladen worden.

Sie ließ sich in der Stille ein Kränzlein binden, und ließ sich am Tage vor dem Hochzeitfeste frisiren, und ich mußte ihr das Kränzlein aufsetzen, und sie stand Stunden lang am Spiegel und weinte, daß sie es nicht tragen durfte, und ließ sie stehen die Närrin, und lachte laut, indem ich weggieng.

Lachtest laut, sprach die Amtmännin bedächtlich, und worüber?

I, sprach sie, über den Stolz dieser schönen Braut, die diese Demüthigung so übel nahm.

Es wäre mir lieber gewesen, sprach die Amtmännin, wenn du mit ihr geweint hättest, und

die Arme bedauert, die immer noch ein gutes Mädchen sein muß.

Ein gutes Mädchen, was denken sie Madam, schäumte die alte Grosmama, und ihre Töchter schüttelten den Kopf; das hätte ich nicht hinter ihnen gesucht, das heißt ja die Unzucht geduldet, und den ehrsamen und tugendreichen Jungfrauen ein Aergerniß gegeben.

O nein, sprach die Amtmännin gelassen, es heißt blos Schonung gegen die Fehler des Nächsten. Es ist eine Schande, wenn ein Mägdlein sich so vergeht, und bringt Schatten, düstre Schatten in ihr Leben; aber es ist Pflicht, die Gefallenen aufzuheben mit sanftmüthigem Geiste, es verräth ein böses Herz über Laster zu spotten, und ein Mädchen, das dieß kann, ist schändlicher als die Sünderin selbst.

Die Gesellschaft gieng kalt auseinander, und die Amtmännin ward als eine böse Frau ausgetragen, und weil sie noch jung war, und am Sonntage in einem neuen Kleide erschien, so wurde sie als hederodox ausgeschrieen und auf den weislichen redseeligen Concilien verdammt und alle Gemeinschaft mit ihr aufgesagt.

Die Amtmännin war eine kluge Frau, und lebte lieber in der Stille, und erzog ihre Tochter, das süße Pfand ihrer kurzen Ehe, mit mütterlicher Sorgfalt, kümmerte sich wenig um ihre Nach-

karschaft und um die Urtheile über ihre Person, und reiſete den Sommer auf ihr Gütchen.

Da ward denn ihre Tochter die Braut eines braven reichen Junkers, der in der Nähe seine Güter hatte, und die Mutter zog in die Stadt, um das Nothwendige zu dieser Verbindung herbeizuschaffen, damit, eh der Winter käme, schon Mann und Weib sey.

Was neues, sprach die Nachbarin, die zum erstenmale wieder in der Abenddämmerung erschien — wissen sie schon, Jungfer Christine, die sonst auf allen Gassen den Tag über herumzog, wurde auf einmal eine Einsiedlerin; man meldete sie krank in der Stadt, und selbst die Mutter konnte nicht hinter das Geheimniß kommen. Heute in der Nacht ward Lermen, und man schickte nach der Hebamme.

Und das ist alles, sprach die Amtmännin. — Nu, fuhr jene geschwätzig fort, was war zu thun, man muß sich ja vor der Schande fürchten, und kommt ins Gerede.

Man ließ sie also heute gleich trauen, und war Hochzeit und Taufe an einem Tage! — Und der neue Herr Vetter ist ein armer Bogenschreiber, der keine Aussichten hat und — ist eben ein übler Handel, und gut, daß es noch so ist.

Und Frau Baas, sie hat ein allerliebstes Kind, ich habe meine einzige Freude daran.

Die Amtmännin schwieg, und die Frau hatt Eile, dennoch war es nicht in der Runde herum.

Die Amtmännin machte Visiten bei einer nahen Verwandtin, um die Verbindung ihrer Tochter anzuzeigen, und die Frau Nachbarin war eben zugegen, und im Gespräche über den wichtigen Vorfall.

Und, sprach sie, wer hätt es dem Thier angesehen, that sie nicht so ehrbar, so züchtig, aber die Mutter ist selbst nicht weit her, und soll's auch gut gekönnt haben, und wie die Alten, so sind die Jungen.

Ich, wenn so was erleben sollte, ich wüßte nicht, ob ich noch Mutter wäre gegen mein eignes Kind.

Die Amtmännin sagte wenig, und gieng bald wieder.

Nu, wissen sie wohl, sprach die Wirthin, noch eine große Neuigkeit? —

Amtmanns Julchen hält morgen Hochzeit mit dem Baron.

Was, was, schrie die alte Frau Nachbarin, und ich hörte noch keine Silbe davon, und bin also auch nicht so glücklich, bey der Hochzeit zu seyn.

Ich habe auch die Gnade nicht, sprach die Wirthin, will mir aber demohngeachtet morgen einen vergnügten Abend machen.

Es kommt die ganze Freundschaft, wie, wenn sie mit Jungfer Suschen auch kämen? —

Es ward angenommen, und Julie war schon des Barons Frau, und fühlte die Freuden der Liebe an diesem Wonnetage ungestört, von dem lästigen Ceremoniell einer zahlreichen steifen Gesellschaft, als die schöne Gesellschaft sich versammelte.

Die gnädige Frau war natürlich das Gespräch, denn was sollten sie sonst sprechen, ohne vor langerweile zu sterben.

Es gieng alles ganz in der Stille vor sich, und sie wurden des Morgens in der Kirche bei Lichtern getraut.

Nu es ist gut, sprach eine witzige Dame, mancher Braut ist so etwas zu rathen, und der Tag nicht Jedermanns Sache.

Wie, was! schrie die Alte, was sagt man? Nu, sprach die andere, nach der Moral der Ammännin sind das Kleinigkeiten, und um das Gerede der Leute kümmert sie sich wenig, da ist sie zu stolz, und jetzt vorzüglich, da die Tochter gnädige Frau heißt.

Nu, nu, nur Geduld, gnädige Frau, schrie eine andre, der neu Herr Gemahl braucht das

bischen Geld, und wenn dieß fort ist, dann wird die Gnade auch nimmer groß seyn.

Sie hätt' auch einen rechten Stolz, sprach Jungfer Suschen, und schickte sich ganz zu einer gnädigen Frau.

Und gar weiche Batschchen, sprach eine andere, und hatte sich gleich erkältet.

Und die Frau Amtmännin schickt sich ganz zum Adel, intonirte eine dritte, sie hat so etwas Großes im Angesichte, und spielt eine Person.

Sie müßte ja sonst nicht am Hofe gelebt haben, fiel eine bißige jungfräuliche Stimme ein.

Ja wohl, ja wohl, sprach die Mutter, der Mann hätte noch seine Plage gehabt, wenn er länger gelebt hätte.

Es hat ihn auch Niemand unter die Erde gebracht, als sie, sprach wieder eine absprechend.

Da wird heute eine gnädige Gesellschaft den Verbindungstag feiern, sprach Jungfer Christine.

Vermuthlich da wirds nicht fehlen, antwortete die Nachbarin; die Frau Mutter hat sich auch recht sehen lassen, und das schönste Kinderzeug in Menge verfertiget; ist Schade, daß nicht gleich Taufstag ist.

Es muß morgen auch etwas seyn, schrie viel altes Mütterlein, jetzt ist's so nimmer Mode, daß man lange wartet.

Julie lag indeß in wonniglichen Träumen, und die kleine Gesellschaft war heute so froh und munter, daß unvermerkt der Abend herein kam.

Auch da war ein kloßes ländliches Maal, und ein Tänzchen bis gegen Mitternacht hin, da stand der alte Vater, ein silberner Greis, auf vom Sessel, und nun das letzte, meine Kinder, sprach er, und hübsch langsam, denn ich tanze auch mit.

Und er tanzte mit der Mutter, und als er aus war, führte er das Mütterchen zu den Kindern, und verrichte deinen Dienst Mutter, und zeige den Kindern ihr Zimmer und umarmte sie beide und sprach, schlafet vergnügt liebe Kinder, und trippelte hinaus in sein Kämmerlein.

Juliens Hochzeitfest, so sehr es belächelt, und mit den schönsten Ergießungen des Witzes gefeiert worden war, so angenehm war es. Es war Niemand dabei, der sich nicht zum Feste schickte, wurde nichts von den Nachbarn gesprochen, nichts von zu schnellen Ehen, keine Vermuthungen gewagt, und kein Mensch recensirt, als zum Scherz die junge Frau.

Der alte Pfarrer machte Schnurren mit dem alten Herrn, der alte Herr zeigte der jungen Frau seine Ahnen, und die Mutter die von der weiblichen Seite.

Die sonderbarsten und launigsten Züge dieses oder jenes Gliedes der Familie wurden aufgetischt, und verursachten manche frohe Stunde.

Und endlich sagte der Vater: Aber liebe Tochter, nun auch ein Pröbchen von dem Adel deines Hauses, damit ich sehe, was ich für ein Mädchen in mein Haus bekommen?

Und sie schmiegte sich an ihren Gatten, und umarmte ihn mit Wärme.

Und wohl, sagte der Alte, und küßte die Braut, du bringst den schönsten Adel meinem Sohne, einen Adel, den nicht jeder hat.

Bleibe bei dieser Gesinnung, liebe Tochter, und dann feiert ihr, wie ich noch in späten Winter des Lebens — er umarmte sein Weib, — euren Hochzeittag.

Indessen erhob sich ein Lerm außen im Hause, und ein junges Mädchen drang herein, und: vor ihre Füße, schrie sie, muß ich sinken, und Vergebung suchen.

Und sie lag nun vor den Füßen der Braut, und weinte bitter.

Das Mädchen diente bei der Amtmännin einige Jahre, und Julie machte sie zu ihrer Vertrauten, und that Gutes an ihrem alten armen Vater.

Die Amtmännin konnte sie wohl leiden, und ermunterte sie immer fleißig und ordentlich zu bleiben, und versprach für sie zu sorgen.

Allein die Liebe verführte das Mädchen, und ihre Tugend sank im ersten Kampfe.

Sie entlief, um der Schande zu entgehen, lebte kümmerlich auf einem Dorfe, und ward Mutter eines holden Knaben.

Sieben Wochen schleppte sie sich mit dem Kinde, endlich überstieg das Elend ihre Kräfte, und sie beschloß ihr Kind zu verlassen.

Wird sich eine gute Seele finden, dachte sie, und sollst du verhungern, sprach sie mit Thränen, so stirb und überwinde bald! —

Zehnmal gieng sie, und mütterliche Liebe siegte, sie nahm ihr Kind wieder. Und — ich will, dachte sie, in die Gegend mich wenden, wo meine alte Heimath war, sieht mich die gute Julie so arm und dürftig, sie rettet mich.

Sie ging; als sie aber in dem Holzchen war, das an das Haus der Amtmännin stößt, da wurde ihr der Vorsatz, sie hörte von ferne reden, hörte Julens Stimme, die mit einem ihrer Unterhanen sich unterhielt, sie ließ ihr Kind liegen, und eilte weg.

Julie und der Pfarr kamen zum Kinde; sie blieben da bis der Abend nahte. Julie nahm das Kind in die Arme, und that freundlich mit

ihm, und gab ihm zu essen und — das Kind, sprach der Mann, hat gewiß keine Aeltern und erwartet eine gutherzige Seele.

Und Julie sprach, ich will seine Mutter sein, und nahm es mit, bat den Mann zu schweigen, und ließ es erziehen, ohne ihrer Mutter nur eine Silbe zu verrathen.

Es kam in den Mund einiger schlechten Leute, die Tugend Juliens bekam einen verdächtigen Anstrich, und man lispelte hin und wieder davon, und dachte dieß und jenes, und Julie schwieg.

Jetzt erst erfuhr die Mutter den Aufenthalt ihres Kindes, das sie immer vergebens suchte, und kam ihrer Wohlthäterin zu danken.

Der alte Edelmann war wie ein Kind vor Freude. Schöner herrlicher Brautschmuck, sprach er, o Julie, du bist ein biederes Weib geworden, und ich danke dir, mein Sohn, daß du mir eine so brave Tochter zugeführt hast.

Der Knabe ward herbeigebracht und da behalten, und das Mädchen, seine Mutter, bekam wieder Dienste im Hause.

So angenehm vergieng dieser Hochzeittag, man war vergnügt, man fühlte sich seelig, ohne ausgelassen zu seyn, ohne andere zum Gegenstand seiner Unterhaltung zu machen, und ihren ehrlichen Namen zu verunstalten.

Und wie der Hochzeittag war, so waren auch alle übrigen Ehetage, obgleich die verläumderische Zunge, die von dem so gerne schwätzt, was sie wünschet, lange haben wissen wollte, daß das eheliche Paar den Wonnemond schon geendet habe.

Julie ward Mutter, und gab wiederum nichts zu reden, denn es war um keinen Tag gefehlt in der Rechnung, und es gab wiederum neue Gespräche des Tages, und die gnädige Frau war vergessen.

Und Jungfer Gretchen kam nun an die Reihe. Ein fremder Herr hielt sich hier auf, ein Mann, der einen grosen Hof führte, und dessen Aufenthalt den Leuten so bedeutend schien, wie ein Komet; kurz man weissagte nichts Gutes.

Da war ein schönes Judenmägdlein in der Stadt, in diese verliebte er sich, und die schöne Esther sich in ihn.

Und sie vergaß ihren Glauben und ward seine Frau, und alles schrie, — daß Gott, der schöne Herr, und eine Jüdin! —

Wenn sie war sein, und keine Jüdin mehr richtete sich nach ihres Mannes Launen, und nimmer nach Moses Ceremonientafel; hatte die zehn Gebote in ihr Herz geschrieben, und ward ein braves Weib.

Und als beide getraut wurden, da lief alles in die Kirche, und Jungfer Suschen auch, und ihre Augen fuhren überall herum, und hiengen öfters an dem Bedienten des Herren, einen Mohren.

Der Mohr sah Suschen unters Gesicht, und that freundlich mit ihr, und Suschen sah nimmer, daß er schwarz sey, und blieb ein Mädchen bei allen ihrem Tugendschein, und vergaß ihre Tugend im Tempel zu bewachen, und lobte die Mohren, wo es die Gelegenheit gab, und weinte bitter, als er mit seinem Herrn weiter zog.

Und Jungfer Suschen, Jungfer Suschen, sagte der Doctor, der sie besuchte, als sie sich krank fühlte — ich fürchte, ich fürchte! —

Der Teufel, sagte die Tante, wird doch sein Spiel nicht haben.

Und er hatte es, Jungfer Suschen nahm immer mehr zu, der Doctor lachte und sprach: holet die Amme, und die Amme machte dann Kreuze und schrie heilige Mutter; ein kohlschwarzes Bäblein! Die alte Tante zitterte vor Zorn, schriebs dem Onkel und schrieb mit rother Dinte, und schrieb so außer Othem, daß er rathen mußte, und meinte Jungfer Suschen hat — einen Freier gefunden, oder wohl gar Hochzeit, ließ anspannen, und kam zur Taufe und fand —

was er nimmer glauben konnte, ein schwarzes Büblein und die redseelige Nachbarin suchte die Amtmännin, und, heiliger Gott, rief sie, denken sie nur Frau Amtmännin, denken sie nur? —

Nu was, sprach die Amtmännin und die gnädige Frau, ihre Tochter, dazu, was denn Frau Nachbarin, Jungfer Suschen — hier schnaufte sie aus, und Julie fragte vergebens, sie fieng an zu weinen, die Amtmännin brachte ein Gläschen Malaca, die Frau Nachbarin schlürfte es hinunter, und denken sie nur, fuhr sie fort — hat ein rabenschwarzes Büblein zur Welt gebracht! —

Die Amtmännin lächelte, Frau Nachbarin, sprach sie, ich glaube Jungfer Suschens Herz hat dießmal gebohren; was sagt ich damals bei der Hochzeit: Das schöne rothbackigte Mägdlein gebe hübsch acht auf sich, und spreche weniger von andern, der Weg ist schlüpfrig und schmutzig, und weiße Kleider sind bald befleckt! —

Ach wenn es nur ein weißes Büblein wäre, sprach die Nachbarin, ich wollte gar nichts sagen! —

Ein guter Vorsatz für die Zukunft, sprach die Amtmännin!! —

Der Leichentrank.

In einem Dorfe ſtarb ein Mann, der älteſte im Dorfe. Er brachte ſein Leben auf hundert Jahre, erlebte Kinder und Kindeskinder, und ſah alle im Wohlſtande, als er einſchlief auf ſeinem Bette. Da ward denn eine große Leichenceremonie veranſtaltet, und viele Dorfſchaften giengen mit, denn ſeine Familie war weit ausgebreitet in der Gegend.

Es war Herrn Tobis älteſter und letzter Freund, und er gieng nachdenkend hinter ſeinem Sarge, ſetzte ſich in den Kirchſtuhl, und machte ihm eine Leichenpredigt, weil ihm der Pfarrer keine rechte machte.

Mir dünkt, ſprach er zu ſich ſelbſt, ein alter und braver Mann verdiene, daß man ſeiner doch mit Wärme am Grabe denke.

Und des Pfarrers Leichentext: Des Menſchen Leben dauert ſiebenzig, höchſtens achtzig Jahre, und wär's das glücklichſte Leben, ſo war es ein mühe- und arbeitsvolles Leben; dieſer Leichentext war ihm gar nicht recht.

Herr Tobis hielt eine förmliche Controvers-Predigt.

Diesen Leichentext, sprach er, alter Freund und Bruder, kannst du nicht billigen, denn er widersprach ganz deiner Handlungsweise und deinem guten Herzen.

Warst du denn unzufrieden mit deinem Gott, daß er die Einrichtung traf, daß nur Arbeitsamkeit und Anstrengung seiner Kräfte durchs Leben hilft, daß nur dieß das Leben versüßt, und zu einen glücklichen Leben unentbehrlich ist. Nein gewiß nicht, du arbeitest gern, du warst arm, und wurdest durch deiner Hände Werk ein reicher Mann, und danktest nach jedem mühevollen Tag deinem Gott, für die Kräfte und den Muth bei deinen Geschäften.

Und sollte der Gedanke lastend seyn, wenn ich eine Haide umgegraben habe, und nur ein volles Fruchtfeld sehe, sollte der Gedanke bitter seyn: Sieh die Erndte stehet da schön und groß, und schwer von Seegen, aber Gott ließ es nicht von selbst aufwachsen aus den Dornen und Disteln, du mußtest deine Arme anstrengen, das Unkraut ausrotten, den Boden empor arbeiten, und Saamen streuen.

Herrlicher Gedanke, wenn der Arbeiter den Lohn von seinen Mühen sieht! —

O du dankteſt Gott, alter grauer Heſin, ich ſah es ſelbſt, und hörte es aus deinem Munde, du dankteſt Gott, daß er deine Hände ſegnete, und ſein Gedeien gab.

Und du ſahſt ſie reifen, ſahſt dich im Wohlſtande, und gute Kinder in der Runde um dich herum verſorgt, ſieben ſchöne Feldchen und ſchon wieder brave Enkel. — Und warſt nicht mürriſch als der Herr des Ackers kam, und ſagte: beſtell dein Feld! —

Du konnteſt ſagen, mein Feld iſt beſtellt, iſt eingeſät und alles beſtellt, ich kann abtreten, wenn es dein Wille iſt.

Und darum alter Freund, da wir deinen Leichentext zu machen haben, wir, die noch übrig geblieben ſind, darum nahm ich den Text, der ſich auf dich um vieles beſſer ſchickt, und einen guten Lebenswandel genau bezeichnet.

Ich ſage als Reſultat aus deinem Leben: Des Guten des Redlichen Andenken blühet immer in Seegen.

Schöner Seegen, wenn Enkel den alten Vater zur Ruhe begleiten, wenn Kinder, gute Kinder weinen an ſeinem Grabe, und ob ſie gleich Mühe hatten mit dem Greiſe, Mühe mit den Laſten eines hohen Alters, doch an ſeiner Grube ihn noch unter ſich zurückwünſchen möchten.

Segnen dir von jenen Armen, die ohne gebeten zu werden, deiner Leiche folgten, die du unterstützest, die du nährtest, von jenen, deren Vater du geworden bist, dadurch, daß du sie auf gute Wege leitetest und die Freuden der Arbeitsamkeit und eines frommen Lebens genießen lehrtest.

Segnen von deinen Bürgern allen, die dein Beispiel ermunterte, gut und ehrlich zu bleiben, bis der Tod die Augen schließt, und denen du zeigtest, wie man gerade durch die Welt gehen kann, ohne sich eben den Kopf zu zerstoßen.

Du warst einen guten Kopf länger, als deine Bürger alle, und doch warst du friedlich unter ihnen, nahmst den Kleinen auf den Arm, damit er dir an Größe gleich komme, und sich nicht ärgere über seine Zwergfigur, und trugst Centnerlasten auf den Rücken, damit man nur deine Größe nicht bemerken und dich beneiden möge.

Du hattest Feinde ohne Jemand feind zu seyn, hattest keine Rechnung mit allen abgeschlossen, und dankest auf deinem Bette deinen Feinden so herzlich für die Prüfungen deines Lebens, daß sie weinen und aus dem Herzen dich segnen müssen.

Und so viel weiß ich von dir, als öffentlicher Leichenredner, und schließe meine Predigt

mit dem Wunsche: Möchte dein Beispiel auf deine Zeitgenossen gewürkt haben Amen.

Und nun starre todte Hülle, weil der Pfarrer noch prediget, und der Todtengräber es noch erlaubt, noch einen Kuß auf den kalten Mund, mit Wehmuth reiße ich dein geschloßnes Auge auf, und möchte noch einmal recht treuherzig dir ins Aug blicken.

Aber matt und tod ist dein Blick, und du sehnest dich nach der Ruhe des Grabes, wie ein müder Wandersmann.

So schlafe denn, ich gönne dir Frieden und Ruhe, und will den Hügel genau bemerken, unter welchem du ruhest, damit ich neben dir zu liegen komme, wenn ich heut oder morgen dir nachfolge.

Ach, und bist du dann schon Moder und Staub, so will ich deine Hekle einnehmen, und auf dem alten Kleide meines Freundes schlafen, und süßer schmeckt mir dann die Ruh im Grabe, und ich sehne mich nimmer in mein altes Haus zurück, denn ich bin in der Hütte meines Freundes.

Die Leichenpredigt ist aus, und der Gesang hebt an: Nun lasset uns den Leib begraben! Und die Träger nehmen ihn von der Beare, und die Kirche öffnet ihre Flügel, und man trägt ihn hinaus und an die tiefe Grube hinan.

O wie der rothe Sand so schauerlich aussieht, die Schaufeln rasseln, und nun wird er noch einmal aufgemacht, und liegt so ehrwürdig in seinem Bettlein, daß Niemand ein Aergerniß nimmt von den jungen Mägdleins, den Mann zu sehen im weissen Sterbehemde.

Verriegelt ist das Schloß deiner Hütte, und langsam steigt er hinab, um nimmer über sich zu blicken, sondern in die Erde hinein, nachdenkend über die Spiele der Welt, und trauernd über so manches Kleinod, das er hinterlassen mußte.

Eilet, sprach Herr Tobis, indem er eine Schaufel ergriff, daß der Todtenhügel fertig wird, damit wir in die Schenke kommen!

Die Nachbarn sahen ihn an, und dachten bei sich Arges im Herzen.

Und nun gieng es fort, und zurück in das Wirthshaus.

Man sprach allerlei von den Gegenständen des Tages, und trank sich ziemlich lustig, und so, daß der Traurigen Häuflein immer geringer ward.

Da zog einer Herrn Tobis auf, und warum, frägte er, Herr Tobis, kommet ihr heute die Zeche nicht erwarten? so ein alter Mann, und noch so weltlich gesinnt!

Dacht ich, er würde jetzt mit seinem weisen Härlein vor den entschlafenen Bruder stehen und denken: nun kommt die Reihe an mich, und wer weis, ob ich den Abend erreiche, und meinte, er würde vorübergehen vor der Schenke, und alleine nach Haus gehen und seinen Gedanken nachhängen.

Warum ich Herr Nachbar gerade, warum thatet ihr das nicht?

I ich bin doch noch ein Mann in den besten Jahren, dem ist so was nicht zuzutrauen, der kann noch länger als ein Jahr zu leben hoffen; aber Herr Tobis, wenn man einmal siebenzig zählt, dann ist nimmer zu scherzen.

Ihr thut ja wahrhaftig, als wäret ihr mein Vater, lieber Mann, versetzte Herr Tobis, und verstehet es besser, denn unser Herr Pfarrer, den Leuten die Erde recht verhaßt zu machen. Macht denn aber das Kopfhängen den Andächtigen aus, oder ein rothgeweintes Auge den Redlichen?

Da schaute mancher heute den Himmel an, und wußte nicht was er sich dabei denken sollte, oder er schauerte höchstens über sich zusammen, und dachte: Wenn du nur schon drinnen wärst, und das Examen vorüber wäre.

Da weinte manche Christen Seele bei der Leiche, die meinem alten Heim so feind war, ich

glaube blos aus Zorn, daß der alte Mann nimmer hört, wenn ihn Knaben schimpfen, sondern Lob und Tadel so über sich weggehen läßt, als geh's ihm nichts an.

Und was ist es für eine Sünde am Grabe, mich meines Lebens zu freuen, des Hinterlaßnen Eigenthum anzuwenden und froh zu seyn.

Ich habe einen Freund verlohren, eine gute biedere Seele, und denke mir nun, mein alter Helm sei selbst beim Abschiedstrunke, und wenn mein Herz mich fragt, wo ist er? nun so sag ich eben: Das Gedränge ist zu groß, ich kann ihn nicht finden, er wird mich schon suchen.

Ich denke meinen Helm nicht im Grabe, sondern als Todten, und trinke froh bis die Zeit kommt zum Aufbruch.

Dann Alter, dann fällt mir erst eine Thräne ins Glas, und ich sage: Armer Helm! —

Herr Tobis horchte nun zu, wie man sich beim Mahle betrug, und schüttelte manchmal bedächtlich den Kopf.

An einem Tische sprach man vom Feldbau, fragte dieß und jenes seinen nächsten Nachbar, und Herr Tobis, dachte bei sich, warum gerade jetzt solche Fragen?

Seyd ihr Feinde, ihr Herren, sprach er? Nein, Herr Tobis, nein, wie so?

Weil ihr gerade jetzt einander um Dinge fragt, die ihr euch alle Tage sagen könnet, antwortete Tobis, erst ein Grab machet, und gleich Rüben darauf säet, und spekulirt, wie der Bau anschlagen möge.

Hm, sprach ein Alter treuherzig: Helm war ein Ackermann, wie wir, wenn er da wäre, er diskourirte selbst mit, sprach gerne von so was, was soll man weiters reden.

Ja, wahrlich, wahrlich fiel Herr Tobis mit Wärme ein, er sprach gern von so was, und ärgerte mich oft, wenn er, indem ich ihm vom Kriege erzählte, mit den Worten kam: Ja, wahrlich, die Gerste steht heuer nicht zum besten, oder wenn ich im Eifer sprach: Es seien viele Tausende niedergemäht worden, er mit den Worten einfiel: Nein lieber Tobis, ich halte nichts darauf, und die Witterung giebt sich, ich lasse erst künftige Woche mähen.

Und wie er dann so gerne sich berichten ließ, und so mitleidig sagte: Verzeihet dem Alter, und erzählet mirs noch einmal, und dann drüber einschlief; o ehrliche gute Seele, dacht ich, und legte die Zeitung auf die Seite, was kümmern dich Kriege und Kriegsgeschrei, da du mit der ganzen Welt in Frieden lebest! —

Und das Gespräch riß sich ein, und man erzählte von Helms Leben, und sprach von seinem

Anfang, und Herr Tobis schlich an einen andern Tisch, da wurden Ochsen gehandelt, und Herr Tobis handelte mit, und was hat denn Helm für Vieh im Stalle gelassen, sprach er.

O Helm, riefen alle, hat schönes Vieh; er war auch Meister in der Zucht, und so gut, wenn er einem helfen konnte, und so ehrlich im Handel, fiel ein andrer ein, und began eine lange Geschichte, was Helm gethan zur Zeit der Seuche, und als er alleine all sein Vieh erhielt, und als die Gemüther recht feurig waren, gieng Herr Tobis weiter, und fand ein Häuflein, das sprach vom Türkenkrieg, und sirtt sich ab mit vieler Hitze, und was würde unser Helm sagen, begann er, wenn ers gar erlebt hätte, daß Belgrad übergegangen.

Ja wohl, sprachen die Männer, ist schade für den Mann, war ein so guter Gesellschafter, und hörte so gern von Tapferkeit und Muth, und kam er auf seinen alten Kammeraden, der auch Soldat gewesen, so meinte man nimmer, daß er aufhören konnte, und er erzählte das Ding mit gleichem Intresse oft des Tags, drei, vier mole, und man bekam's nicht satt, denn es lautete immer schöner, und war gerade als wäre man selber mit dabei.

Er gieng nun zu den Weibern herum, die sprachen vom Kaffee und Zucker, und klagten

über die Theurung, und wie wenig Hoffnung vorhanden sey, daß diese werden fallen.

Und wie hoffte unser gute Helm so sehnlich, daß dies geschehen möge; seine Schaale Kaffee war ihm unentbehrlich, und die Morgenstunde daher die liebste Stunde im ganzen Jahr.

Und wie bedächtlich, sprachen sie, er trank, und wie er genau Acht gab, daß ja sonst Niemand als das Mütterlein ein Schälchen bekam.

Nur nicht dran gewöhnt, sprach er Kinder, ihr wisset nicht, was aus euch werden wird, und es ist besser ein Bedürfniß weniger, als eines, das seinen Verhältnissen nicht angemessen ist.

Und nicht einmal bei meiner Hochzeit, begann die älteste Tochter, ließ er es zu, sondern sagte meinem Manne gleich, so habe er mich gewöhnt, und ermunterte ihn strenges Regiment zu halten, denn, sagt er, dieß Getränke verdirbt die Leute.

Und sagten wir denn, warum er sich denselben doch so wohl behagen ließe, da lächelte er so mitleidig, und: es ist eine Schwäche des Alters, sagte er, und schob die Schaale weg, und es reute einem ein Wort verlohren zu haben.

Und so macht ers mit allen seinen Kindern, begann eine andre, und wir machen nun ein hübsches Häuslein, und bringen dem Kaufmann kein Geld, trinken Milch und essen Brod dazu, und sind dabei munter und vergnügt.

Am andern Tische sprachen die Weiber vom Obste, und wie gut die Kirschen dieß Jahr gerathen seyen.

Und Herr Tobis sprach: der arme Helm, freute er sich so lange auf den guten Kirschenbrantwein, den er gemacht, und konnte des Rühmens kein Ende finden, und freute sich so, weil er so viele zusammengebracht, und erlebte die Freude nicht, den Lohn seiner Arbeit zu sehen.

Und jede wußte ein Stücklein zu erzählen, wie er die Vögel abgetrieben von seinen Bäumen, und wie er diesen Brantwein als ein Universalmittel bei allen Krankheiten gebrauchte, und doch so sehr dagegen eiferte, wenn einer ihn zum täglichen Getränk machte.

Noch an einem Tische saßen junge Mädelens, die belauschte Herr Tobis, wie sie über diese und jene herfuhren und tadelten, und Kinder, sprach er, redet nicht so übel im Leichenhause, der alte Helm muß sonst wieder kommen, und kann nicht schlafen im Grabe.

Sprach er nicht von allen Leuten Gutes, und sagte jedem was er dachte, und sprach laut, und sagte Niemand eine Wahrheit ins Ohr. Und sie sagten ja, ja, Helm war eine gute Haut, und tadelte er auch oft, er meinte es gut.

Und jede hatte nun mit Helm gesprochen, und erinnerte sich seiner Lehren, und allgemein

war Helms Name im Hause, und an allen Tischen sprach man von ihm.

Und Herr Tobie freute sich innig über diese Veränderung der Gespräche.

Schön, sprach er, sind diese Zusammenkünfte, und nützlicher, als manche arme dürftige Leichenpredigt, wenn man da von den Tugenden und Lastern des todten Bruders spricht, ohne Eitelkeit, ohne Tadelsucht, sondern, weil er heute begraben worden ist, und aus unserer Mitte war, und jeder ihn kannte.

Und sprechen die Lebenden so treuherzig und bieder von den Todten, so lernen sie gewiß in ihren Verhältnissen von ihm, und das Todtenfeld wird ein schönes Blumenfeld.

Guter Helm, dein Andenken! sprach er, und alle tranken, und eine Thräne zitterte in Herrn Tobis Glas, und er gieng heim, und alle Gäste giengen mit inniger Rührung von Vater Helms Leichentrunke.

Wer hat Recht?

Wer hat Recht, Herr Tobis? schrie die ganze Bürgerschaft, die untereinander im heftigen Kampfe lag, ihr seyd ein kluger Mann, bestimmet demnach, wo die Wahrheit sich finde.

Herr Tobis war nie willens Rathsherr zu werden, weil seinen Mitbürgern nimmer zu rathen war, und noch weniger Richter, weil man sich zu viele Feinde dabei machet; er bekam daher auch hier keine Richtermiene, lächelte und sagte: Ich glaube keiner ihr Herren.

Wie, schrieen die Bürger, seyd ihr klug Alter, oder habt ihr Lust mit uns zu spotten.

Wahrlich keines, sprach Herr Tobis, wenn ich's beim Lichte betrachte.

Schaut, daß ihr sehet, daß ich recht richte, nehmt des Herrn Pastors Erbschaftsproceß, der sagts auf der Kanzel, daß er Recht habe, und doch gieng die Sache nicht aus, und stritt so lange fort, bis das Legat verstritten war, und endlich sagt er laut: Recht muß doch Recht bleiben, und ich habe den Handel gewonnen.

Aber nein, er hatte noch Kosten dazu und Aergerniß, und doch nicht Recht.

Oder nehmt einmal den Ehrenhandel des Herrn Beckers, eines wohlweisen Rathsgliedes, an dessen Klugheit ein schlichter Bürger zweifeln wollte; die Sache riß sich ein, man brachte Beweise und Gegenbeweise, jeder versah des Richters Küche, daß das Zünglein in der Wage schwankte, und endlich legte der Richter beider Hände in einander, und ließ sie gehen, und sagte jedem ins Ohr, du hast recht, ob er's gleich nicht laut sagen konnte, weil keiner Recht hatte.

Oder nehmt letzthin, wie sich einige Bürger in der Schenke geschlagen, da kam der Gerichtsfrohn und behielt sie bei sich, und ließ sich die Hausmiethe bezahlen, und der Richter das Sperrgeld und den Einlaß, und wußte keiner wer Recht habe.

Oder nehmt einmal, als eines ehrsamen Bürgers Mägdlein von einem Soldaten geschändet worden, und der Vater und Vettern und Gevettern zusammen liefen, und sagten: Man muß ein Beispiel statuiren, und der Tugend unserer Jungfrauen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, da bekam Niemand Unrecht, als das Mägdlein selber, weil sich der Thäter nicht fand, und weil sie ihn nicht kennen wollte.

Ach gehet mit eurem Spaße, sprach der Schustermeister, der ihm zunächst saß, alter

Brankopf, wenn keiner Recht hat, wer ſollte denn Recht haben.

Dann hat jeder Recht, lieber Vetter, der Recht haben will, ſprach Herr Tobis lächelnd.

Und das wollt ihr doch alle, ſprach er, indem er in der Reihe herumfragte.

Und jeder ſagte, ich ſollt es meinen.

Und habet ihr alle Recht, dann hat keiner Unrecht, fuhr er fort.

Und ſie wandten ſich mit Unwillen von ihm, und er zog ſich zurück in ſeinen Seſſel.

Die Bürger hatten viele Gemeinſtücke, die brach lagen, und zur Huth gebraucht wurden. Und weil ſie da allen zugehörten, gaben ſie auch dazu eine ärmliche Ausbeute.

Viele der Gebildeten und denkenden Oekonomen der Stadt zogen nach dem Beiſpiele vieler, und nach reiflicher Ueberlegung die Stallfütterung vor, und brachten den Vorſchlag auf, zum Behuf mancher Armen, und zum beſſeren Nutzen dieſer Grundſtücken, ſelbige zu theilen, und jedem Hauſe ſein Feldlein anzuweiſen, wodurch der Wohlſtand der Stadt um vieles könnte befördert werden.

Der Vorſchlag fand Beifall, aber auch viele Gegner, es bildete ſich ein langer Proceß und gab unterdeſſen unzählige Befehdungen.

Die Theilung war das allgemeine Gespräch; der Zeitungsschreiber wurde nimmer gehört, er mußte denn von der Theilung des französischen Reiches sprechen, wovon er nur eine zeitlang sprach; und der arme Theil der Welt, der kein Häuslein und also auch keinen Theil zu hoffen hatte, bekam die fürchterlichste Longweile.

Und dieß waren die Streitigkeiten, die Herrn Tobis vorgelegt wurden. Er gehörte nicht zu dieser Landschaft, und gab einen bloßen Zuhörer ab, und wollte keiner Parthei zu nahe treten, denn er war Wirth, und ihm lag an seinen Gästen, und er wußte, daß saures Bier üble Gesichter macht, und schenkte als Moralist gewöhnlich solches aus, weil, wie er sagte, der Hauskeller des gemeinen Mannes, und vorzüglich seiner Bürgerschaft, äußerst schlecht war.

Jedoch seitdem er in öffentlichen Blättern, als ein kluger Mann ausgeschrieen war, konnten die Bürger nimmer ruhen, und er mußte bei allen wichtigen Verfallenheiten zu Rath gezogen werden.

Mein Herr Tobis, sprach ein Rathsherr, der vom Stuhle aufstand, und dem Sessel des alten Wirths zugieng, es ist doch nicht recht, daß die Gemeinde getheilt wird, und die Stallfütterung kann nimmermehr gedeihen.

Hm, sprach Herr Tobis, so hätten die andern Unrecht? — Das eben nicht, schrie ein Haufe, der darneben stand, und die Frage mit anhörte, wir haben eben Recht! —

Aber sagt mir einmal Herr Gevatter, begann Herr Tobis, was hat euch der Handel gekostet. Mehr als sieben hundert Gulden, erwiederte der Mann hitzig.

Ist viel, sprach Herr Tobis — sinds Strafgelder? behüte der Himmel, rief der Nachbar, wie könnet ihr denken, das Recht ist auf unserer Seite.

Und wofür das Geld, sprach Tobis, verwundert. I dem Advokaten, riefen mehrere, daß er doch nimmer zur Einsicht kommt.

Dem Advokaten, wiederholte Herr Tobis langsam, und also einem einzigen Manne, der sich in andre Spiele gemischt hat?

Einem Rechtsbeistande, natürlich, antwortete ein Rathsherr, der sich klug dünkte.

Einem Rechtsbeistande, murmelte Herr Tobis — und den habt ihr, weil ihr Recht habet.

Nicht anders schrieen alle.

Hm — hm, sprach Herr Tobis, und rief einem von der andern Parthei; aber Herr Vetter, sprach er, was kostet euch der Streit?

Der Mann war Schatzmeister des Häuflein, und ohngefähr sechshundert Gulden, sprach er mit einer Amtsmiene.

Und für wem? —

Dem Advokaten, wem anders?

Wieder dem Advokaten, ist der Mann seßhaft unter euch, oder sind es Stadtschulden?

Nicht doch, sprach jener erzürnt, dem Advokaten als Gerichtsbeistande.

Der soll euch wohl zum Recht helfen, nicht so?

Freilich wohl, thut er doch so läppische Fragen, als wüßt er gar nichts vom Processiren.

Hm, sprach Herr Tobis lachend, es ist so, und ich lebe nun seit zwanzig Jahren in Frieden, und hasse den Streit.

Jede Parthei von euch hat also einen Advokaten, wie ihr saget; die eine, weil sie Recht hat, und die andere, damit er ihr zum Recht verhelfe.

Und jede von euch beweiset durch ihren Sachwalter, daß sie Recht hat und will Recht haben, und Recht behalten, und sollte alles zu Grund gehen.

So recht, Herr Tobis, er wird bald drein kommen sehen ihr Herren.

Sonderbar, schrie Herr Tobis, lieben Bürger, und schon so lange dauert der Rechthandel, und

und bis dato hat noch keine Recht, und wohl auch keine Hoffnung dazu? —

O ja, schrieen alle, Hoffnung, wohl aber, noch ist die Sache nicht entschieden.

Und möchte sich auch lange nicht entscheiden, sprach ein Rathsherr bißig, und so lange bis die gesammte Bürgerschaft nichts mehr hat.

Daß Gott, sagte Herr Tobis, indem er aufstand, das verhüte der Himmel. und ist so etwas zu fürchten, so machet ihr Herren, daß ihr aus einander kommet! —

Mit dem bürgerlichen Wohlstande fällt bürgerliche Ehre, und mit diesen beiden verdorret das Mark des Lebens.

hat gut sagen, Herr Tobis, was verlohren ist, ist verlohren, und es wird nicht eher Frieden, bis der Richter und die Gesetze Frieden machen.

Der Richter und die Gesetze, sagt ihr, das freut mich, daß ihr noch gute Bürger seyd, und auf Gesetze achtet, sprach Herr Tobis, aber sagt mir Freunde, warum krieget ihr so lange schon, und habet euch nicht früher an Richter und Gesetze gewendet.

J. sprach ein Rathsherr, die Sache kam gleich vor unsern Richter, aber sie gaben uns Unrecht, und unseren Gegnern Recht; sie na-

ren bestochen, schrieen mehrere und wollten nicht ziehen!

Wollten nicht dahin ziehen, wo ihr hin wolltet, wohlweiser Herre, sprach Tobis lächelnd?

Ist närrisch, aber es geht öfters so: da seht, da hatt ich neulich einen Knecht, den schickt ich heraus auf das Feld mit meinen Stieren zu pflügen, und gieng des Abends selbst nach.

Jürge, sagt ich, das ist keine Tagarbeit, du bist nicht fleißig gewesen, du solltest bald fertig seyn, und hast kaum die Hälfte.

Das glaub ich gerne, sagt er, Herre, aber mit den Ochsen ist nicht fortzukommen, will ich links, so gehen sie rechts, und ich habe mich so müde geschrieen, daß ich kein lautes Wort sprechen kann.

Wie, Jürge, zeig mirs doch, sagt ich.

Und ich sah deutlich, er verstand das Fahrwerk nicht, und mißhandelte mein Vieh, wollte rechts haben, und kommandirte links, und ich bedankte mich seiner Arbeit, weil er sich zu mir als ein kluger und erfahrner Knecht verdingt hatte, und es doch nicht war.

Verzeihung dem Vergleiche ihr Herren; gerade so ist es bei der Regierung einer Stadt oder eines Landes.

Verstehen die Regenten nicht ihre Bürgerschafft zu leiten, machen sie neue ungewohnte

Furchen, wollen sie mit Gewalt erzwingen, was sich nicht thun läßt, so geht alles links, alles krum.

Keine Anwendung auf ihr Regiment, wohlweiser Herr, da hab ich noch nicht nachgesehen, und da wird es nicht fehlen; ich rede nur so aus meiner Erfahrung.

Also die ersten Richter wollten nicht ziehen, sagten sie. — Und er nikte mit dem Kopfe. —

Ich stelle mir das Ding vor, wie mit meinem Knechte — kann nicht aus meinem Gleichniß kommen — habt vielleicht falsch kommandirt, den rechten Weg nicht eingeschlagen, seyd hinter der Schule weggefahren: Wie, ihr Herren, wenn ihr euch nun vorausgestellet hättet, um mit ihnen zu ziehen, und den Handel hinaus zu bringen, wie meint ihr?

Daß Gott, da wären wir schön angekommen, Herr Tobis, sie giengen nicht lange mit uns, giengen gleich links. —

Links oder rechts, fiel Herr Tobis ein, man merkt nicht drauf, und 's thut öfters aber zur Sache nichts.

Als da schaut denn, als mein Sohn das Tanzen lernte, da schrie der Tanzmeister immer, das rechte Bein vor, linke Bein vor, rechts, links, und der Junge macht's alles verkehrt; ist

sonst ein loser Bube und ein kluger Kopf, aber rechts und links will er nicht unterscheiden lernen.

Und so ists im bürgerlichen Leben denn auch: manche Leute wollen immer ihren eigenen Gang gehen, und dieser Gang ist oft beständig bedeckt, daß man nicht weis, wo er hinaus will — der gewöhnliche Bürger liebt die Landstraße, wo es weniger Gefahren giebt, als auf den Fußwegen, als auf den Waldwegen, und wo man nicht in Gefahr kommt zu irren, wenn er auch gleich ein bischen um ist.

Es ist den weisen Herren nicht zu verdenken, wenn sie ihre eigenen Wege gehen, darum sind es wohlweise Herren, und gewöhnliche Bürger sind das nicht. Aber was ich euch rathe, lieben Herren, nur keine verdeckten Wege, keine ganz eigenen Wege eingeschlagen, Wege des Eigennutzes, des Stolzes, der erhitzten Leidenschafft überhaupt, die nützen wenig und schaden viel, sehr viel.

Und nun ihr Herren, nun habt ihr andere Richter? Ja höhere Richter, höhere Richter sprachen mehrere.

Höhere Richter? — meint ihr etwa weisere Richter, oder blos vornehmere Richter?

Ja nu, wie er will, versetzte einer, behält er das letztere.

Kommt viel darauf an, meine Herren, sprach Herr Tobis bedeutend — vornehmere Richter

frommen dem Handel nichts, ist ein bloßer Machtspruch von ihnen zu erwarten, den auch ein wohlweiser Rath in Corpore nicht widersprechen darf.

Kennt ihr die Herren, wißt ihr, daß es weisere Richter sind, daß sie mehr Einsichten in das Locale haben als die vorigen.

I das eben nicht, sprachen sie, aber wir vermuthen, es müssen weisere Richter seyn, weil es höhere Richter sind.

Ihr vermuthet, sprach Herr Tobis, langsam und bedeutend, nun ich wünsche, daß ihr Recht habet, auch ich kenne die Herren nicht.

Aber wie, ihr Herren, habt ihr einander keine Friedensvorschläge gemacht?

Genug, genug, schrieen die Bürger, aber man will uns nicht hören, und das Beste der Bürgerschaft nicht einsehen; der Rath will den Schmalztopf nicht aus den Händen lassen, schrieen mehrere bißig, es ist ein schlechtes Regiment, keine Liebe, keine Sorge für das gemeine Wohl.

Nicht doch, ihr Herren, sprach Herr Tobis, so darf man von den Vätern nicht sprechen, das verräth böses Blut, und ihr solltet doch so weise seyn, und es verhüten, wohlweise Herren.

I daß Gott, schrieen mehrere, der Stadt ist nimmer zu helfen, die Bürger hören nimmer,

haben zu viel Rathgeber, und achten die Gesetze nimmer.

Weise Herren, sprach Herr Tobis, legt euch zum Frieden, wie leicht irren wir bei aller Klugheit, wenn wir gleich den Titel eines wohlweisen Herren haben.

Aber irren ist menschlich, und schändet selbst ein solches Bekenntniß einen wohlweisen Herren nicht.

Herr Tobis sprach in den Wind, sie hatten sich alle fortgeschlichen, und auch die meisten Bürger giengen fort, denn heute noch sollte die Sache höheren Orts entschieden werden.

Die Bürgerschaft hatte gewonnen, die Gemeindeplätze wurden getheilt, und der Rath zur Ruhe verwiesen.

Da wiederum alle bei Herr Tobis beisammen wären, konnte Herr Tobis selber nicht schweigen.

Wie man sich irren kann, sprach er zu einen Rathsherrn, seyd ein kluger Mann, und ein Rathsglied dabei, und doch falsch kalkulirt.

Was habt ihr nun bei dem Handel gewonnen?

Ach schweig er nur, sprach der Mann bitter, die Stadt wird's noch empfinden.

Hm, sprach Herr Tobis, und doch seyd ihr Rathsherr der Bürgerschaft, einer der Weiseren,

und doch auch der Besseren der Stadt, und könnet so sprechen.

Liebe Herren, von beiden Seiten, dünkt mir, war stark gefehlt, und ihr könntet um die Hälfte reicher seyn, wenn ihr nicht von Launen wäret beherrscht worden, wenn euch nicht ein einziges Wörtlein genarrt hätte.

Ein einziges Wörtlein, was er nicht spricht, war kein kleiner Handel; ist ein Aktenstoß, der nicht zu übersehen ist, riefen viele.

Thut nichts, sprach Herr Tobis. Ein einziges Wörtlein, ich versichre euch, ich meine nemlich das Recht.

Ja, ja, nun hat er Recht, sprachen alle, aber das ist's eben.

Ja, und 's hat euch genarrt, wohlweise Herren, weil ihr Rathsglieder seyd, so meintet ihr, ihr müßtet recht haben, und die Bürger wieder meinten, weil sie Bürger und nicht Rathsherren hießen, so müßten sie recht haben.

Seht ihr weisen Herren, eure Bürgerschaft meinte Wunder was für Hexenwerk ihr auf eurem Rathhause bisher getrieben, weil ihr alles für euch thatet, und Niemand in die Karten schauen ließet, und wie die Menschen sind — man vermuthete Arges, und die Sache riß sich ein.

Den Leuten hübsch ins Gesicht geschaut, ihr Herren, und den Kopf nicht zu hoch getragen —

thut man das letztre, so übersieht man gerne das, was man sehen sollte, und die Seele, der Verstand, ist der Rathsherr, der Körper nicht, auch der Rock nicht mit den silbernen Knöpfen, übrigens sein Amt geführt, ehrlich und redlich vor den Augen der ganzen Welt, jedem hineinsehen lassen, sind ja alle zu einen Häuflein gehörig.

Jeder muß sagen können, das Rechnungsexempel ist richtig, jeder nachrechnen dürfen, sonst denken die Leute, man könne nicht rechnen, oder wolle gar für sich für seinen Beutel rechnen.

Und wie die Väter mit ihren Kindern gut sind, und sind die Kinder erwachsen und im männlichen Alter, auch um dieß und jenes gefragt werden, auch wiedersprechen dürfen, wenn's die Sache mit sich bringt, so müssen es auch die Herr, der Bürgerschafft, ein hochweiser Rath mit den Bürgern, ihren anvertrauten Kindern, machen, mit ihnen sprechen über das gemeine Beste, und sich ehrlich und treulich mit ihnen berathen, auch sichs nicht verdrießen lassen, wenn es Widersprüche giebt.

Widersprüche befördern die Wahrheit, und sind Zeichen der Bildung und des Verstandes.

Und der Vater ist er weiser, so belehret er, der Sohn, ist er weniger weise, so lasse er sich belehren.

Und dann ihr Herren, wenn ein solches Verhältniß statt findet; so brauche man keine Rechtsbeistände von der Ferne zu bitten und zu bezahlen, denn man fraget dann niemehr: wer hat Recht?

Wie denn dann, sprachen viele lächelnd:

Die Frage, wer hat Recht, fuhr Herr Tobis fort, involvirt schon zu vielen Starrsinn, zu vielen Eigendünkel, und der Frager will sich nicht belehren, sondern blos seine gefaßte Meinung bestätigen lassen.

Die Hauptfrage, die alle Schwierigkeiten hebt, ist: Wer hat Unrecht?

Sind diese dann gedämpft und widerlegt, dann geht die Sache wieder ihren Gang.

Und dann ihr Herren, ist der Hause auch nicht so gros und leichte gründlich zu streiten, ohne zu fürchten, lächerlich zu werden; da es gewöhnlich der geringste Theil haben will.

Und ein guter Bürger, der's ehrlich meint, wird nicht immer Recht haben wollen, und sey er auch ein wohlweiser Herr, wir sind Menschen, wie irren uns und werden irren, so lang die Welt steht, und gab es auch noch einmal so viele verachtbare und wohlweise Herren, als es jetzt giebt.

Dieß ihr Herren, merkt euchs, ist ein Gegenglst für alle Processe. Bist du in Streit, oder vielmehr willst in Streit gerathen, rede ehrlich mit dir selbst ohne Leidenschaft, ohne Habsucht und Frage: Wer hat Unrecht?

Und geschieht dieß von beiden Seiten, und wird es Mode, daß man nicht immer Recht haben will, sondern sich nicht schämt, sein Unrecht zu bekennen, so giebt es reichere Leute, und bessere auf der Welt!! —

Was sagt der Kalender?

Was sagt der Kalender, Herr Klug, sprachen die Bauern zum Dorfwirth, der, als der Schulze, einen Kalender hatte, was sagt der Kalender, fragten sie, wenn eine Frau ins Kindbett gekommen war, und horchten hoch auf; wenn's hieß: Ein Kind in diesem Monat gebohren, und träumten von seinem Glück oder Unglücke wunderliches Zeug.

Herr Klug war ein Mann, der den Nahmen mit der That führte, er war ein klug verständig Männlein, und fragte nach keiner Aderlaß-Tafel, hatte keine besondren Purgir-Tage, und schnitt die Haare eben, wenns ihm nothwendig dünkte.

War gut säen oder pflanzen im Kalender, so säte und pflanzte er gewiß nicht, und folgte seinem eignen Kopfe in diesen Dingen.

Und doch war keine Frucht schöner, als die des Wirthes, doch war der Wirth ein gesunder Mann, wenn er auch gleich die Tage zum Aderlassen nahm, die der Kalender böß nannte, und obgleich seine Frau bei allen ihren Kindern in die böß'n Monde gekommen war, so waren keine

Jungens besser gerathen, als die des Herrn Klug, und alle Welt beneidete ihn.

Hm, sprach ein Bauer einst, dem nichts gerathen wollte; ich weiß nicht, Herr Klug, wie ets anfängt, daß alles geht. Ich schau mich blind im Kalender, richte mich ganz nach seinem Wink, und doch ist alle Müh und Arbeit verlohren. Er schaute also fleißig in den Kalender, fragte Herr Klug? Immer, immer, antwortete der Mann, und half nichts.

Also sieht er, sprach Herr Klug, daß sein Kalendersehen nichts ist, ein leeres Spielwerk, das in die Zeiten gehört, wo die Gläubigen noch einen großen Haufen machten, und die Andächtigen auf jeder Wiese graseten, es mochte nun Futter da seyn oder keines.

Kopf und Erfahrung lieber Mann, das ist der beste Kalender, den hübsch gebraucht, und diese wohl in Acht genommen, und sich fein darnach gerichtet, das hilft.

Da schau er einmal, mir gings gerade so, wie ihm.

Als ich anfieng zu hausen, oder lieber, anfangen wollte, da sah ich mich nach einer Frau um, und fand ein Mägdlein, das dünkte mir ganz nach meinem Herzen zu seyn, ich liebte sie und sie mich, und einst am Abend sagte sie mir,

morgen sei ihr Geburtstag, und neckte mich, ich solle sie anbinden.

Es war ein schöner Augustitag, und als sie fort war, dacht ich mir die Zukunft in dem schönsten Gewande, und freute mich recht innig meines Lebens.

Ich nahm den Kalender, und berechnete die Tage, die mein Glück zu vollenden noch entfliehen sollten, und weil ich da an mein Mägdlein dachte, und an ihren Geburtstag, und an den Kalender, wie an ein Orakel glaubte, so ließ ich mir auch ihre Nativität stellen, und war halb tod, als ich las: Ein Mägdlein in diesem Monat gebohren, ist verliebter Natur, zärtlich, freundlich, aber auch auffahrend und jähzornig, liebt die Veränderung und findet kein Glück in der Ehe.

Armer Mann, sagte ich zu mir selber, das wird ein schönes Leben werden! — Ja, ja, Gretchen ist freundlich, zärtlich und recht verliebter Natur, lief wohl zwanzigmale von ihrer Arbeit weg, und küßte und herzte mich, — aber auffahrend, jähzornig, und der Hang nach Veränderung im Ehestande, das sind Dinge, die mir nicht behagen wollen, und ist gut, daß ich noch bei Zeiten weis, wes Geistes Kind sie ist, so kann ich vorkommen, und Gretchen suche einen Mann, der diese Tugenden vertragen kann.

Ich saß nachdenkend bis tief in der Nacht, und war mir das Leben so bitter, und dünkte mir alles so freudenleer und öde zu seyn — ich legte mich nieder, und träumte von Leichenprocessionen und Todtenfeldern, und stand müde und krank vor Kummer wieder auf.

Kurz, ich verließ mein Gretchen, und sagte: Ich nehme mir kein Weib, sondern will allein für mich alleine leben, und wie der Aussichten mehr waren.

Grämte sich das arme Ding entsetzlich, verließ das Dorf und heirathete nach zweien Jahren einen braven Burschen daselbst, und — ist das beste Weib unter der Sonne, eingezogen und fleißig, und so sanft und stille, und glücklich, recht glücklich in der Ehe.

Da sie geheirathet hatte, heirathete ich auch, kherzte mit denen Mädleins, wenn ihr Geburtstag sey, und blickte immer dabei in meinen Kalender. Und als ich eine fand, bei der es heißen konnte: Ein Mädlein von dieser Geburt ist still, sittsam, züchtig, schamhaft, ehrbar, fromm, verständig, künstlich, nicht hoffärtig, sparsam, vorsichtig und gut in der Haushaltung; da war ich gleich bei der Hand, und sie ward mein Weib, und ich meinte nun recht glücklich zu seyn. Aber guter Himmel, wie ward ich betrogen! —

Kaum war das erste Jahr unserer Ehe vorüber, meine Frau Mutter, und meinte vest zu sitzen; dann fieng sie an, von allem das Widerspiel zu seyn, sie hatte ganz der Geist des Widerspruchs besessen, und den ganzen Tag wurde ich mit beißenden Worten verfolgt. Ich mied mein Haus, und meine Frau trieb Unzucht, und schämte sich vor der ganzen Welt nicht, und alles sagte: Ich sei ein Narr.

Sie kam das ganze Jahr in keine Kirche, hatte immer zu schaffen, und verstand nichts von der Wirthschaft, und war blos künstlich in einigen Dingen, die der Eitelkeit angehören, und mein Hauswesen gieng zu Grund, und ich wäre ein blutarmer Mann worden, hätt ich sie nicht aus dem Hause gebracht.

Armer Knabe, sagt ich demohngeachtet immer noch zu meinem Sohn, du bist in einen bösen Zeichen gebohren: wird in der Welt viel närrische Streiche spielen, wird gerne spielen und sein Geld verliehren, undankbar, streitsüchtig werden, und seine ganze Lebenszeit sich kümmerlich nähren müssen.

Und immer war ich ihm auf der Haube, und erzog ihn gut, und weil der Kalender von diesen Lastern sagte, so nahm ich mir vor, mich doppelt zu bemühen, mein Kind gut zu bilden, und den Kalender zum Lügner zu machen.

Und bisher bin ich zufrieden mit meinem Sohne, und er ist ein braver Mann worden.

Als ich mein zweites Weib nahm, schaute ich nimmer in den Kalender, sondern um so besser in das Herz meiner Frau, um mich nicht wieder zu irren.

Und der Himmel war mir günstiger, ich fand ein braves Weib, bekam gesunde Kinder, und gute Kinder von ihr.

Seht ihr lieber Mann, er war gestern da bei, als wir das neue Jahr feierten, und alle schrien: Herr Klug, Herr Klug ein neuer Kalender, was sagt er, wird heuer ein fruchtbar Jahr? giebt es viele Krankheiten.

Und als ich sagte: was weis der Kalender, nahmen sie ihn und lasen:

Wenn die Gerste auf frische gute Felder, und zeitlich gesäet wird, so wächset derselben genug, aber auf sandige Felder, und sonderlich spät wenig, kurz, und streket sich nicht.

Da spricht der Kalendermacher eben nicht aus den Wolken, dieß ist ein natürliches Gespräch, und die Frucht gedeiet immer auf einem guten Felde besser, als auf einem schlechten, ein guter Landwirth braucht dieses Geschwätz nicht, und erwartet nicht einen Halm mehr oder weniger.

Wenn der Kalendermacher ferner sagt: Erbsen, Linsen und Wicken müssen auf feuchte und feiste Felder gesät werden, so gerathen sie auch ziemlich — so sagt er etwas alltägliches, und hätte daheim bleiben können mit seiner Weisheit.

Voriges Jahr sagte der Kalender: Das Jahr wird wenig Wein, und aufs höchste ein hoher Herbst. Und wir hatten überall einen vollen Herbst, und waren sehr zufrieden mit der Erndte.

In etlichen Orten, hieß es, giebt es wenig Obst, in etlichen genug, und ganz kleine Eicheln.

Da hat der Mann recht, wo keine Bäume stehen, da giebt es kein Obst, wo es die Kinder heruntergeschlagen, da giebt's auch keines! und wie kein Jahr ganz leer ist, und immer ein Strich im Obstbau glücklicher als der andere ist, so war es denn auch da.

Und daß man viele kleine Eicheln in jedem Jahre treffen könne, lehrt die Erfahrung, und wenn man die kleinen sucht, nach keinen großen greifen dürfe ist auch natürlich.

Aber Alter sagt mir doch, was spricht der Kalender von Krankheiten, ich hab es ganz wieder vergessen?

Hm, sprach der Alte, es graßiren tödliche und bösige Fieber und allerhand gefährliche Krankheiten.

Gott bewahre uns dafür, entgegnete Herr Klug; daß es Fieber geben könne, glaub ich, bringts die Zeit und die Natur mit sich, daß Fieber tödlich werden können, ist auch eine alte Wahrheit, und unter den Titel allerhand gefährliche Krankheiten paßt vieles.

Ja, ja, sprach der Bauer, und die gefährlichen Kriegszeiten dazu, und keine Aussicht dazu zum Frieden.

Keine Aussicht, wiederholte Herr Klug! — Wenn die Herren sich untereinander vereinigen, meint der Kalender, so könne Frieden werden, antwortete der Mann.

Mit ja, sprach Herr Klug, wenn ihr euch mit eurem Nachbar vergleichet, so braucht ihr den Richter nicht, und wenn es morgen schön ist, so ists nicht garstig, das läßt sich denken. Ich lobe den Kalender, es hat ihn ein kluger Kopf gemacht, und er braucht nur eine Auslegung.

Der Bauer gieng, und sprach darüber mit seinen Nachbarn, und wenn sie in die Schenke kamen, ließen sie sich den Kalender deuten, um, wie sie sagten, Spaß zu haben mit Herrn Klug, denn sie wußten zu gut, daß sie verständige Leute seyn, und hielten den Kalender untrüglich.

Da war denn auch ein neuer Kalendermacher von den Herren in Sold genommen worden,

der lauter nützliche Sachen in den Kalender schreiben sollte, um das Volk zu bilden, wie man sagte.

In dessen Kopf war es nun beständig Vollmond, und er bemerkte daher gar nicht, daß jede Menschenclasse einen eigenen Himmel, und einen eignen Gang seines Gestirns habe, daß wenn es hier Vollmond, dort das erste Viertel, wenn da Neumond, dort das letzte Viertel sey.

Und weil er dieß nicht bemerkte, so machte er auch gar wunderliches Zeug, schrieb Dinge, die Niemand wissen mochte, und erzürnte die Leute, weil er ohne Aderlaßtafel erschien, und nicht wußte, wenn gut Aderlassen, gut schröpfen, purgiren, Kinder entwöhnen, Haar schneiden, Holz fällen, säen und pflanzen sey.

Und ob gleich die Leute diesen Kalender kaufen mußten, auf Befehl des Fürsten, so konnte man ihnen doch das Recensiren nicht verbieten und die allgemeine Literaturzeitung der ganzen Gegend, sagte: er sey ein Narre, und die Lästerkronik behauptete, der Verfasser sei im Stiek gebohren, der alte Astronom, der vom Brode gekommen, und zur Ruhe verwiesen worden war, verglich den Mond mit der Erde, und demonstrirte mit vieler Redseeligkeit, daß er 49 mal

kleiner als die Erde, und nur ein Nebenplanet sey, auch 51900 Meilen von der Erde weg stehe, und sieh er auch immer voll am Himmel, so wäre er doch zu schwach die Nacht zu vertreiben, und sei nur ein Lichtlein gegen die Sonne.

Da fragten denn nun die Leute Herrn Klug nimmer wie sonst: Herr Klug, was sagt der Kalender, sondern, was sagt der Herr über den neuen Kalender?

Herr Klug sah des Fürsten Leibsekretär, und den neuen Kalendermacher außen im Kämmerlein und horchen. —

Nichts, gar nichts, sprach Herr Klug, was soll ich darüber sagen?

Nu, er ist doch sonst so ein Politikus, sprach ein anderer, gefällt ihm denn der Kalender.

I nu ja, sprach Herr Klug, er gefällt mir, und ich lese zuweilen drinn.

Ich, nicht, ich nicht, schrieen zwanzig Stimmen, will lieber gar keinen Kalender haben, als einen solchen.

Das freut mich, sprach Herr Klug, daß ihr nimmer im Kalender leset?

Wie, es freut ihn Herr Klug! — wie so?

Ich hatte einen Vetter, antwortete Herr Klug, ein gelehrtes Männlein und Schulherr in der Stadt, zu den kam ich öfters als Knabe, und er gab mir Trompetlein, und hatte eine

Freude, wenn ich ihm die Ohren recht voll bließ. Da ich größer ward, nahm ich immer die Trompete, und es gefiel ihm nimmer, denn er meinte sie gehöre nur für Kinder.

Um mich nun davon abzuhalten, legte er einst eine Flöte an die Stelle, und ich hatte meine Freude an dem Instrumente, aber legte es auch bald wieder weg, denn es gab keinen Ton.

Ich will lieber gar keine Musik hören, als eine schlechte, lieber gar keinen Kalender lesen, wenn er Narrheiten, Albernheiten vorträgt, oder von Dingen spricht, die mich nichts angehen.

Ihr habt, seitdem der alte Kalender verbannt worden, Adergelassen, ohne den Kalender zu fragen oder fragen zu können, purgirt, Kinder entwöhnt, Haare schneiden lassen, Holz gefällt, gesät und gepflanzt, und noch ist nichts umgeschlagen, und da schaue, da ist ein alter Kalender, ihr habt Adergelassen an bösen Tagen, purgirt am bösen Tage, und in allen euren Sachen kein gutes Zeichen genommen.

Und es schlug an, und ihr sehet nun, der alte Kalender lüget.

Und nun steckte sich Herr Klug hinter den neuen Kalendermacher, und statt der beliebten Bauernregeln, schrieb er inskünftige Lebensregeln, Sprüche aus der Bibel hinein, und so entstand in wenigen Jahren ein eigentlicher Volks-

katechismus, und die Sprüchlein führten die Leute immer im Munde, statt daß sie vorher fluchten, oder Albernheiten sprachen.

Und nun fragte Herr Klug selbsten öfters, wenn er im Erzählen war: Was sagt der Kalender, ihr Herren?

Und wenn sie dann das Sprüchlein sagten, oder mehrere ähnliche zusammen stellten, so freute er sich klug darüber.

Der Bauern-Kalender bei Herrn Klug ward ein allgemeiner Kalender in der Gegend, und der gemeine Mann, wie der Gebildete, nahmen ihn gerne in die Hände.

Andere ließen blos Sprüchlein aus der Bibel hineindrucken, und auch dieser fand seine Leser.

Und dieß hieß denn eigentlich gut säen und pflanzen, und die Kinder gut erziehen, die noch so sehr, noch so gerne an der Mutter hängen, dieß däuchte Herrn Tobie eine auserwählte Aderlaß für die kranke Vernunft und eine heilsame Purganz zu seyn, die den von alten Vorurtheilen gepla-gten Menschen wieder frei und gesund und stark machte, eine Frühlingskur, die allgemeiner wer-den sollte, damit es mit den Leuten besser würde.

Die Gevatterschaft.

Herr Tobis war ein Feind aller religiösen Ceremonien, und vorzüglich des Gevatterstehens.

Und doch hatte die ganze Stadt zu Niemand mehr Zutrauen als zu ihn, und die halbe Gesellschaft, die zu ihn zum Trunk gieng, nannten ihn Herr Gevatter oder Herr Pathen.

Eines Tages traf's ihn denn wieder, und war noch dazu ein Mägdlein, das kein Feuerrecht hatte, wie Herr Tobis sich ausdrückte.

Alles schaute auf Herrn Tobis, da er mit dem Mantel die Straße hinauf in die Kirche zog, und er schlug verschämt die Augen nieder, denn er konnte keinen Staat machen, ob er gleich seidene Beinkleider und silberne Schnallen trug, und einem Manne gleich sah.

Als er wieder heim kam, zogen ihn die Gäste auf und wunderten sich, und gratulierten zu der Ehre.

Hm, sprach Herr Tobis, jetzt ist's vorbei, und ich habe dem Mägdlein aus der Noth geholfen, wer weis, ob mein Nachbar gegangen wäre.

Ich wahrlich nicht, sprach der Nachbar, ein vornehmer Tischler, ich hätte meinem Gesellen geschickt.

Der wäre also wohl für ihn gegangen, Herr Nachbar? Nicht anders; unser einer schämt sich ja selbst, bei einem unehrbaren Handel einen Ehrendiener abzugeben.

Herr Tobis lächelte.

Die Sünde des Mägdleins, sahe er fort, da hat er recht, ist nicht ehrbar, aber die Taufe bleibt so ehrbar, wie jede andere, und der Pfarrherr weigert sich nicht, seinen Dienst zu verrichten.

Nun, dem sey wie ihm wolle, es ist so eine Sache, erwiederte jener, genug Herr Tobis, so eine Gevatterschaft wäre meine Sache nicht.

Aber meine, sprach Herr Tobis, und ich versichre ihm, ich habe da weit weniger Bedenken, einen religiösen Beistand abzugeben, als, wenn er mich bei seiner Frau gewonnen hätte.

Wie, was, sprach der Bürger wild, und die Vettern und Gevättern des Mannes standen auf, und forderten eine Ehrenerklärung.

Herr Tobis blieb ruhig, als jene über den Tisch hineinschlugen und lermten, und vom Richter sprachen.

Ich brauche keinen Richter zu den Ehrenhandel, wie ihr ihn nennt, sprach Herr Tobis,

aber ich verklage euch bei dem Pfarrer, Herr Nachbar, weil ihr hier öffentlich ein heiliges Werk für unehrbar erkläret habt.

Ich bin ein rechtlicher Mann, und nehms mit euch auf, und nahm's wahrlich für Scherz, als ihr mich einen Ehrendiener, bei einem unehrbaren Handel nanntet, aber nun da es geerneuet sein soll. —

Wen fürchtete den Pfarrherrn mehr als den Richter, denn er galt etwas beim Fürsten, und war in seiner Polemiker und witzerte er nur von ferne, daß einer oder der andere gegen Religion gesprochen, oder gegen kirchliche Verfassung sich hervorgelassen habe, so muste er ohne Gnade Kirchenbuße thun, und ward hart gestraft.

Es fürchtete daher auch alles den Pfarrherrn, und Herrn Tobis Drohung wandte den zornigen Nachbar ganz wieder um.

Nu, nu, sprach er, närrischer Mann, wir wollen gute Freunde bleiben, und weltliche und geistliche Richter nicht ins Haus laden, man kommt so an sie, man weis nicht wie; aber Herr Tobis, er hat doch sonst nichts gegen mich, ist mir auch einmal zu Gevattern gestanden bei meinem verstorbenen Kleinen, und ich hätte ihn wahrlich jetzt wieder gebeten, denn ich hielt ihn für den ehrlichsten Mann, aber seine Rede — seine Rede war doch hart! —

Wahrlich nicht, sprach Herr Tobis ärgerlich, aber ich seh es, mit euch ihr Herren darf man nimmer Scherz treiben, ihr wollet den Wirth narren, aber seyd gewaltig empfindlich, wenn man mit solchen Dingen an euch kömmt.

Ich setze mich künftig hin in meinen Stuhl, und sage kein Wort mehr in eure Händel, aber verbitte mir auch alle Angriffe meiner Person von eurer Seite.

Der Nachbar gieng, und da er fort war, war Herr Tobis wieder gut, und scherzte und launte mit seinen Gästen.

Ich hätte wahrlich nicht geglaubt, daß er zornig werden könnte, Herr Tobis, sprach der Schloßermeister.

Und mich freut's, daß er zornig worden ist, begann der Schulrector, der Mann hats an ihm gebracht, und unsern Spaß verderben.

Ja wahrlich, sprach der Organist, ich hätte gar zu gerne gehört, warum er bei des Nachbars Frau unlieber Gevatter worden wäre, als bei der Jungfer.

Und wäre doch nur wieder ein Spaß herausgekommen, sagte der Hofadvokat.

Ja freilich, entgegnete Herr Tobis, gelehrter Herr, hätten meine Aussagen keine Aktenstücke zu einen Injurienprocesse abgegeben, aber ich merkt' es, ihr standet auf der Lauer und lokket,

und mein Nachbar dächte auch vernünftiger von mir, wenn er kein Rathsglied wäre.

Herr Tobis, ſchrie der Advokat, ein ſchönes Aktenſtück.

Wie ſo, ſprach Herr Tobis?

Ein Rathsglied denkt gewöhnlich anders, als ein ſchlichter Bürger; wenigſtens höher, wenn auch nicht immer weiſer. Er hat vielleicht über mich weggedacht, und vor lauter Dunſt mich nimmer geſehen, auch nicht bedacht, daß er mein trauter Herr Gevatter iſt, wiewohl er damals noch nicht Rathsherr war.

Nu, der Stand ändert oft den ganzen Menſchen. Wenn ich auf den Thurm ſteige, oder auf einem hohen Berg ſtehe und runter ſehe, ſo ſind die Leute alle klein vor mir, und ich kenne meine Vettern und Gevattern nicht, vor lauter Höheit, und an einem feuchten Herbſttag, wenn's recht neblicht iſt, da ſtößt man an die Leute, man kennt ſie nicht.

Und ſo iſts da auch, ich bin ein Wirth, und mein Nachbar ein Rathsherr, und heißet wohlweiſer Herr, wenn er auf dem Rathhauſe iſt; ich heiße ein guter Hauswirth daheim, und bin in meiner Sphäre auch Rathsherr, und will ich eitel ſeyn, titulire ich mich denn auch einen weiſen Herren, oder befehl es meinen Knechten, mich ſo zu nennen.

Dem Nachbar ärgerte es, daß er mit Herrn Tobis Streit bekommen, und er kam wieder, und ob er gleich Herrn Tobis schweigen sah, so bald er kam, so setzte er sich doch nahe zu ihm, und griff die Sache da wieder an, wo sie liegen geblieben war, eh sie strittig geworden.

Und damit war Herr Tobis geheilt, und hatte alles andre vergessen, denke, sagte Herr Tobis, ist mir ein Lusthäusleln abgebrennt, und ich wische die Asche weg, und baue auf den Grund ein desto schöneres darauf.

Aber warum Herr Tobis, begann er, wollt er lieber Gevatter stehen bei dem armen Mägdlein, als bei meiner Hausfrauen? —

Hm, sprach Herr Tobis, wenn er's nicht übel nimmt, ich will's ihm sagen.

Sieht er bei manchen religiösen Ceremonien, die mir nicht gefällt, denk ich mir eine Geschichte aus von ihrer Entstehung, und frage keinen Gelehrten drum, sondern sinne alles für mich aus, und die Geschichte muß sich um meine ganze Denkungsweise herumdrehen, wie es der Theologen Art ohnehin ist, da jeder in der Bibel das findet, was er suchet, und aus den ältesten Zeiten Gewährsmänner herholet, um keine unlauteren Absichten blicken zu lassen, die jede Neuerung da in sich führen soll.

Dieß muß auch ich bei meiner alten Frau beobachten, die mir immer gelehrte Einreden macht, wenn ich heterodoxer Meinung bin, und weil bei diesem meinem orthodoxen Consistorium Auktoritäten viel gelten, so führe ich Beweise aus meines Grosvaters geistlichen Perlenschatz, der für Juden, Heiden und Christen gelehrtes Rüstzeug schmiedet.

Und wenn das ist, so sagen endlich meine Opponenten, und der fromme und gelehrte Herr, also saget, so möge es dabei sein Bewenden haben.

Nun sieht er: gewöhnlich sagt man, ich will einen Gevatter gewinnen, und dieß Wörtlein ist die Achse, um das ich manchen Goldfaden zu drehen glaube.

Gewinnen setzt Anstrengung, setzt Mühe, setzt Ueberredung, Bitten voraus, bis man zu seinen Entzweck gelangt. Man sagt daher auch einen zu Gevattern bitten.

Nun seh er: bei allen übrigen Religionspflichten bitte ich nicht, sondern befehle als Repräsentant der Gottheit, oder ermahne im Namen des höchsten Gesetzgebers. Was ich verpflichtet bin zu thun, das muß ich thun, und das muß geschehen, ohne weitere Einreden.

Ferner das Wörtlein Gevatter, bedeutet einen Mitvater, ich soll zugleich mit dem Vater in

Compagnie treten, und das Kind bekommt meinen Vornahmen.

Der Vater bemüht sich also einen Mann zu finden, der seinen Namen seinem Kinde giebt, und dieß vor aller Welt! —

Ja, fiel ihm der Nachbar ein, aber auch sich verpflichtet für das Kind zu sorgen, es unterrichten zu lassen in religiösen Wahrheiten, darauf zu sehen, daß ein braver guter Mann daraus gezogen werde, oder eine christliche Hausfrau.

Hm, sprach Herr Tobis, Herr Nachbar, erlaub er mir eine Einrede. Sein Christoph, Gott hab ihn seelig, war ein loser Junge, und schon klug genug, um etwas Nützliches zu lernen, aber er war sein Leibsohn, und seiner Mutter Augapfel, wie man spricht.

War ein loser Streich, so war euer Bube gewiß dabei, und statt seinen Muthwillen zu strafen, lobtet ihr ihn noch.

Oefters war ich Zeuge seiner bösen Streiche, und warnte ihn, und wurde ausgelacht, ich bat euch, ihn in die Schule zu schicken mit meinem Kleinen, und ihr sagtet: Erziehet eure Kinder gut, und sorget nicht für die Meinigen. Und euer Weib lästerte, und setzte meinen guten Namen, wo sie konnte, herunter, und — ich schwieg.

Meine er denn Herr Nachbar, die Gesetze hätten mir geholfen, wenn ich euch verklagt hätte?

Man hätte mich ausgelacht, und den Handel nicht angenommen.

Einstens behandelte er einen armen Mann, der an einer bösen Krankheit litte, äußerst übel, warf den Leidenden mit Steinen, und trieb seinen Unfug bis zu den entsetzlichsten Mißhandlungen.

Die Bürger sahen zu und lachten.

Ich sah es und wehrte dem Knaben; und er verlachte mich, und nannte mich einen Superklugen.

Und weil er denn nun noch ärger fortfuhr, sein Unwesen zu treiben, so wehrte ich mit Gewalt, und griff in die Vaterrechte ein, und peitsche ihn heim.

Was ward, ihr verklagtet mich, ich mußte euch abbitten, und wurde um einige Thaler gestraft.

Gerne hätte ich alles gethan, wäre euer Knabe dadurch besser geworden; aber ich gab sie mit schwerem Herzen, und bat euch alles ab, was ich euch sollte Unrecht gethan haben, denn ich war mir bewußt, daß ich Gutes gethan.

Er starb, und wir wurden gute Freunde.

Würde der Rinne also das bedeuten, was ihr saget, so hättet ihr meine Absicht, den Jungen zu bessern, nicht verkannt, und ich hätte noch Dank von euch eingeerndet.

Aber so gab ich blos einem Kinde meinen Namen, und die an mich gestellten Fragen und Ermahnungen waren Ceremonien.

Oder weil ihr auch saget: Es gienge das Pathenamt erst an, wenn der Vater todt wäre, seht da hat ich auch mehrere traurige Beispiele.

Mein guter Wille wurde verkannt, meine christlichen Absichten gemißbraucht, und mein ganzes Vermögen wäre darauf gegangen, wenn ich noch länger geglaubt hätte, dieß Amt sei mehr als ein Bild, und höchstens ein Ehrenposten, ein Titel ohne Werth.

Also die Erfahrung widerspricht allen Erklärungen, und doch, da man den Gang mitmachen muß, und seine Seele mit in die Kirche trägt, doch muß man sich etwas dabei denken.

Seht also Herr Nachbar, da dacht ich mir denn heute, als ich dieß Kind zur Taufe trug, das Gevatter-Bitten sollte jetzt, da die Kirchenbücher die Taufzeugen abgeben, blos auf die unehelich gebohrnen Kinder eingeschränkt werden, und zwar blos auf die, wo der Vater, wie hier der Fall war, sein Patronatsrecht im Stich ließ, und davon gieng.

Da muß das Mägdlein bitten lassen, daß einer des armen Kindes Vater werde, und zwar blos der moralische Vater, ein Beistand, der

dem verlassenen Kinde in der Noth beispringt, und etwa mehr thut, als in dem leeren Compendium gewöhnlicher Menschenpflichten geschrieben steht.

Hier thut es noth, Gevatter zu werden, und ist ein Werk der Barmherzigkeit.

Und da die Kirche zu solchem Dienst ermuntert, und der Staat schon die Angabe des Thäters bei Zeiten vernommen, und die Sünderin bestraft hat, so ist auch keine Schande dabei, sondern ist ein Ehrenposten, ein Liebesdienst.

Aber seht, wenn ich von euch zu Gevattern genommen werde, so gebet ihr euch gewaltig blöd, und erscheint einfältig im Auge des Spötters, und ich verlöhre meinen Namen als rechtlicher Mann, und bekäme Hauskrieg mit meinem Weibe, wenn jener dem Amte die Deutung gebe: als bekennet ihr öffentlich euer Unvermögen, und bekräftiget öffentlich, daß ihr nicht der Vater zu eurem Kinde seyd, sondern der, den ihr bittet, dem Kinde den Namen zu geben.

Alle lachten über Herrn Lobis, und sagten: Loser Schelm, wenn das der Herr Pastor erführe! —

Wohl, sprach Herr Tobis, wenn ers erfährt, ich will mich verantworten, habe noch keine dergleichen Dienste ausgeschlagen, und der Kirche also keinen Anstoß gegeben, auch Pfarrer und Küster jedesmal reichlich bezahlt.

Aber daß ihr sehet, daß ich Recht habe, bei dem armen gefallenen Mädchen hatt ich geringe Ausgaben, Niemand erwartete viel von mir, und ich habe mit einem Thaler die ganze Sache bestritten.

Der Pfarrherr ließ sichs deutlich vermerken, daß er einen Abscheu habe an der ganzen Geschichte, und sagte mir, daß er schon darüber gepredigt habe, und noch lange darüber predigen welle, und nahm kein Taufgeld von mir, denn dafür entschädiget die Kirchenbuße, die Amme sah meinen Pfennig nicht an, und der Küster versicherte mich, daß ers noch nicht angeschaut, weil wenig bei dergleichen Begebenheiten zu hoffen sey.

Alles sagt also deutlich: die Schuld ist getilgt, und du sollst blos der Observanz wegen deinen Namen herleihen.

Das Mägdlein klagte beim kleinen Taufschmause über ihre Schwachheit, und versprach sich in der Folge zu hüten, und bedankte sich für das kleine Geschenk, das ich ihr gab, recht

höflich, und zeigte es gewiß keiner Nachbarin, um mich auszutragen, und als einen geizigen Mann zu beschreiben.

Aber wenn ich bei einer ehrsamen Bürgersfrau Gevatter ward, armer Tobis, da wurde der Geldbeutel schwer gestraft! —

Der Pfarrherr erwartete ein feines Taufgeld, die Hebamme wiegte es in der Hand oder beschaute es wohl in meiner Gegenwart, der Küster zog ein neues Hemd an, und nannte den Tag einen festen Tag, und bat mich gebeten, beschaute das Geschenk, das ich da ließ, und die Nachbarin überschlug mein Vermögen, und alle Weißbacken mußte ich nachzahlen, und wurde recensirt, so übel wie der Autor, der das schlechteste Buch geschrieben, und hatte nicht etwa einen Recensenten nur, sondern die ganze Freundschaft.

Hab wahrlich oft mehr Schande und Aergerniß bei so einem Werke gehabt, als das unglückliche Mägdlein, von der man einen einzigen Tag spricht, und morgen von — einer andern.

Und deswegen bat ich bei meinem Tobis Niemand, sondern ließ ihn taufen nach meinen Namen, so durfte Niemand sorgen, mir zu

wenig zu geben; und kennte mir keiner nachsagen: Ich habe Jemand gesucht, der die Schande von mir nehme, oder sey ein einfältiger Teufel gewesen, und habe mich mit meinem Nebenbuhler abgefunden, und theile nun vor aller Welt mit ihm den Vaternamen, an den ich nur den kleinsten Theil von Rechtswegen mir zueigne, nemlich den Zunahmen.

Eine Schnurre, sagte Herr Tobis, und weiter nichts, und die Bürger lachten!! —

Das Kartengeld.

Herr Blum, der Wirth zum goldenen Reb, war ein sonderbarer Mann, war Kartenfabrikant darneben, und doch, wenn seine Gäste karten wollten, wurd' er bitter böse, und ließ sich nimmer sehen.

Einst, da er bei Laune war, sagte der Amtmann, Hanchen die Karte! —

Und Herr Blum sagte nichts, und suchte die Thüre.

Spaß, bloßer Spaß Herr Blum, sagte der Amtmann, ich weiß, daß ers nicht gerne sieht, ob er gleich seine Fabrik noch nicht verkauft hat.

Ich wollte sie auch nicht verkaufen, Herr Amtmann, antwortete der Wirth, mache Assignaten, so lange sie gehen, ob ich gleich sagen muß, daß es lose Waare sey, und keine gerne in meinem Haus habe.

Er meint wohl, es sei Sünde, sagte der Pastor, der zum erstenmale da war, und gern ein Spielchen mitmachte.

Wie mans nimmt, Hochwürdiges Herr, Sünde und auch keine; genug ich bin kein Freund davon, und hasse das Spiel.

Er hasset das Spiel — nu er thut wohl daran; mancher wird vom Unglück verfolgt, gewinnt seltner als er verliehrt, wird ein übler Wirthschafter, geht zur Unzeit in die Schenke.

Alles das nicht, Hochwürdiger Herr, sprach Herr Blum, ich bin glücklich, sehr glücklich im Spiel, und ich möchte sagen zu glücklich.

Zu glücklich, sagten alle, er will mit uns spaßen, Herr Blum! —

Man sollte einen Versuch machen, sagte der Amtmann, der Pfarrer sagte ja, das könne wohl keine Sünde sein, und der Gegenschreiber schrie, Hanchen, Hanchen die Karten.

Es gilt, sagte Herr Blum, und jeder legte seine ganze Baarschaft heraus, Herr Blum setzte einen Termin, wenn er aufhören dürfe, und das Spiel begann, und kam ein Gast herein, so hieß es: Ei, ei, ein großes Wunder, Herr Blum bei der Karte!! —

Herr Blum verlohr anfangs ziemlich, und der Pfarrer sagte scherzend: Herr Blum gewinne er nicht zu viel, der Amtmann lachte, denn er hatte die Hand voller Trümpfe, und der Gegenschreiber sagte: Das Blatt hat sich gewendet.

Jedoch es dauerte nicht lange, da saß Herr Blum dem Glücke im Schooße, die Spieler borgten einer vom andern, und endlich sahen sich alle rein ausgespielt.

Der Pfarrer sagte: Er hat mit dem Teufel einen Bund, und Herr Blum erschrak, denn er fürchtete die geistliche Inquisition, und er sagte: mit nichten Herr Pfarrer, der Schwarze war nicht geladen, und jeder unter uns mischte die Karten, und ich habe es zuvor gesagt.

Der Amtmann sagte: Er ist völlig wie verhext, denn so was hab ich nie gesehen, ich habe sechs Gulden herausgelegt, und habe keinen Kreuzer.

Und Herr Blum scheute sich vor den Hexenprocessen, wie vorm Teufel, denn seitdem das Grosmütterlein tod war, die Hexerei treiben wollte, hatte er immer mit dem Amte zu thun, und konnte sich nimmer erholen.

Und der Gegenschreiber schüttelte den Kopf, und sagte: Das geht unmöglich mit Rechten zu.

Und Herr Blum fuhr zusammen, denn er glaubte, die Rechte trieben mehr als Hexenwerk und Teufelei, und hatte noch nicht lange einen Proceß verlohren, den er zu gewinnen dachte.

Und er sagte, Hochedler Herr, die Rechte aus dem Spiel; denn da gewinne ich nichts, und will lieber die Processlosen zum voraus er-

legen, denn ich fürchte mich vor allen Händeln.

Und sie mußten über ihn lachen, und konnten nicht klug werden, wie er es zum voraus wissen könnte, und dachten: Ein solcher Spieler sollte wohl immer spielen, und könnte auf seine Kunst reisen.

Ist keine Kunst, sagte Herr Blum, blos Glück, denn er meinte immer noch, man möge Geister wittern.

Die Herren kamen ins Gespräch über das Glück.

Der Pfarrer sagte, es ist nichts anders, als der Teufel, und er führt nur einen ehrbaren Namen, ein guter Geist kanne nicht seyn, sonst hätt ich gewonnen.

Nicht anders, sagte der Amtmann, sie sind ein frommer Herr, wäre mirs alleine so gegangen, so meinte ich, der Teufel wollte mit mir sein Spiel treiben, und der Gegenschreiber sagte: Ich bin gestern erst fromm geworden, und der Teufel sah Herr Blum in die Karten.

Herr Blum bedeutete indeß seine Gäste und ein Theil hatte selbst mit Antheil an dem Gespräch genommen.

Ja was, sagte einer, was brauchts weiter, er kartelte schon seit langen Jahren nimmer, denn er trieb es zu bunt.

Nu wie, sagte der Amtmann, hat er betrogen.

Das nicht, sprach der Bürger, aber es fiel das Blatt, wie er es wünschte, der Teufel hat sein Spiel mit ihm.

Ach, sprach ein anderer, war seine Mutter schon eine alte Hexe, und hatte lange Streit, verführte die jungen Mägdleins, daß sie ihre Ehre verlohren, sie wußten nicht wie, und des alten Helms so ehrbares Mägdlein kam in die Wochen, und brachte ein Büblein mit Hörnern und Geißfüßen! —

Mit Hörnern und Geißfüßen! schrie der Pfarrer, und der Amtmann, könnt ihr beweisen? — Wir wollens protokolliren, sagte der Amtsschreiber, der sein Geld gerne wieder gehabt hätte.

Ich mag nichts mit dem Handel zu thun haben, sagte der Mann, und ich hab es auch nur so gehört, und jeder sagt anders.

Zu schwaches Zeugniß, sagte der Amtmann, und die Regierung will nichts mehr von Hexereien wissen.

Nichts mehr, sagte der Pfarrer bedeutend, daß Gott, so ist das Reich des Satans unverwahrt, und stehen keine Posten mehr aus — böse Zeiten und der Himmel helfe! —

Der Pfarrherr stand auf, und schämte sich, denn er konnte seine Zeche nicht bezahlen, der Gegenschreiber schlich sich ab, und der Amtmann versprach wieder zu kommen.

Aber wahrlich, sagte der Pfarrer auf dem Wege, der Mann ist besessen!

Der Amtmann rechnete, und der Gegenschreiber legte sich nieder, und dachte nichts mehr.

Herr Blum schob die Karten wiederum in den Kasten, und kümmerte sich nichts um ihre Meldung mehr, und die Bürger lasen die Zeitung und sprachen darüber, und so kam die Sache denn so ziemlich in Vergessenheit; bis den Pfarrherrn, den Amtmann und den Gegenschreiber nach langer Zeit der Zufall wieder zu Herrn Blum führte.

Der Gegenschreiber war stille, als Hanchen die Karten brachte, der Pfarrer sagte, ich kann mich nicht aufhalten, und der Amtmann: ich habe allen Termin! —

Herr Blum lachte bei sich und dachte: Es ist doch nicht toll, daß der Pfarrherr allemal moralisirt auf der Kanzel, und war böse, denn der ehrwürdige Herr predigte seit der Zeit von Geistern und Teufelsgeschichten, und sagte einmal, indem er auf Herrn Blum hinsah: der Teufel schleicht sich in die Wirthshäuser; und die Weiber sollen ihre Männer daheim behalten, wel-

ches denn vielen Streit erregte und üble Ehen machte.

Seitdem der Pfarrherr bei mir in die Karten schaute, sagte Herr Blum, fängt er wieder an zu beschwören, und sieht Teufel an allen Ecken.

Warum spielt er und warnet dafür, warum sollte der Pfarrherr nicht verlieren können im Spiel, und warum kann er den Verlust nicht ertragen?

Er bleibe vom Spieltische, suche den Teufel nicht auf; so hat er Frieden von ihm und —

Aber Herr Blum, sprach der Pfarrherr, indem er ihn beim Rock zupfte, sag er mir doch, warum hat er denn sich vorgenommen nimmer zu spielen?

Weil ich zu viel gewinne, und immer gewinne, sprach der Wirth, und kein Geld achte, das nicht mit Mühe und Arbeit erworben ist.

Ich warne von der Karte ab, und gebe den Bürgern keine Karte, und blos zum Beweis, daß ich Recht gesprochen, nahm ich letzthin seit fünf Jahren die Karte wieder.

Aber warum Herr Blum, verkauft er seine Fabrik nicht, und verbreitet das sündliche Spiel dadurch immer weiter, und thut wenig, viel zu wenig Gutes, wenn er sich blos vom Spiel enthält.

Die Welt ist groß, seine Karten blenden und —

Und erwiedert Herr Blum, kommt ein anderer darauf, so macht er eben wieder Karten, und jene werden so sündlich wie die meinigen.

Und kann jener ein rechtlicher Mann dabei bleiben, so kann ich es auch seyn. Der Mensch hat seinen freien Willen, und der Müßiggänger muß ein Spiel haben, und die Spiele der großen Leute sind alle nicht besser, und würde nicht gespielt, so würde nicht gesündiget, und würde nicht gesündiget, so würde nicht gebeichtet und nicht gepredigt und —

Und würde nimmer gebeichtet, und nimmer gepredigt, sagte der Pfarrherr: so wäre die Welt verlohren, und gienge in Rauch auf.

Hm, sprach Herr Blum, und die Karten sind ein wahres moralisches Bilderbuch, und der Catechismus der großen Leute.

Was, was sagt er, Herr Blum, aus ihm redet der Teufel und kein guter Geist.

Und die Bürger horchten hoch auf, was aus dem Kriege werden sollte, denn der Pfarrherr war ganz im Harnisch, und sprach vom Evangelium und von der Kirchenzucht.

Und lauter Worte, die mich nicht angehen, sprach Herr Blum kalt, und ich bin ein ehrlicher Mann und hasse das Spiel.

Was aber meine Rede betrifft, sehen sie Herr Pfarrer, so sind Menschen, denen der bloße moralische Satz nicht hinlänglich ist, sie müssen erst mit Schaden klug werden.

Der Spieler muß viel Kartengeld geben dem Wirth, und dem der gewinnet.

Gewinne ich nun, so thut mir das Geld wehe, denn ich hab es einem abgenommen, mit List abgenommen, weil das Spiel eine Kunst ist.

Stehl ich einem das Geld aus der Tasche, nun so straft man mich, wenns heraus kommt, und doch geschah es heimlich, und gab weniger Aergerniß.

Am Spieltische, wo ich öffentlich bei Richtern und Pfarrherrn sitze, und mich bemühe, sie um das Ihrige zu bringen, kann mich kein Mensch anfallen oder sagen: es sei unrechtes Gut, ich habe gewonnen, und ist mein Nachbar ein Bettler geworden durch mich, er kann mich nicht belangen.

Warum hat er gespielt, sagen die Leute, und die Schande fällt auf den, der verlohren hat.

Und bei gewissen Spielen, die so gerne getrieben werden, ist nicht einmal Kunst, sondern bloßes Glück.

Und es ist eben nicht anders, es giebt so gewisse Glückskinder, denen alles gelingt.

Ich brauche keine Hexen und Teufel dazu zu nehmen, es ist eben Zufall, der mit den Menschen in gar vielen Fällen spielt.

Bin ich nun ein solches Glückskind, ein Sonntagskind, ein goldenes, wie man sagt, so kann ich spielen ohne mein Hauswesen zu vernachlässigen.

Genug, ich habe nie verlohren, so oft ich spielte, aber ich sah dabei immer auf mein Spiel, wie ich denn etwas darauf halte, wenn einer seine Sache recht lernt, es sey nun was es wolle.

Aber unruhig gieng ich zu Bett, wenn ich einem oder dem andern das seine abgewonnen hatte, der es brauchte, eine Stube voll Kinder hatte, und vom täglichen Verdienste lebte.

Und wer ist so ehrlich es zu bezeugen, ich gab es allen den Armen wieder, und warnte sie zu spielen, und sagte ihnen manche seine Lebensregel.

Ja, ja Herr Blum, sagten mehrere, er hat wahr gesprochen, und er hat uns unser Geld wieder gegeben, [illegible] wir sind seitdem dem Spiele feind, und befinden [illegible] besser dabei.

Dem Reichen gab [illegible] keinen Heller wieder, und denke: Freund laß dich warnen, oder darf ich so mit ihm sprechen, so mahn ich ihn ab vom Spielen.

Und so Herr Pfarrer, muß der ehrliche Mann, der gewinnet, und immer gewinnet, nicht gerne spielen.

Der Eigennutz darf hier nicht sprechen, sondern das gute, das ehrliche Herz.

Einige Pfennige sind zu verschmerzen, aber die Begierde zu gewinnen, läßt den Mann nimmer rechnen, er wird blind und verfehlt den Weg wieder heim zu kommen.

Verliehre ich nun, so muß ich gewöhnlich die Karten doppelt bezahlen, dem Wirthe und dem Kartenmacher, und ist ein theures Papier, und sollte in keiner Haushaltung gelitten werden.

Der, welcher spielt, um zu gewinnen, treibt unehrliche Handthierung und macht arme Leute, wenns ihm glückt, der, welcher spielt, um die Zeit zu vertreiben, muß ein dummer Teufel und ein schlechter Wirthschafter seyn, wenn er nicht sich seiner zu beschäftigen weiß.

Und auf der Welt muß man ja wirklich so Kartengeld genug geben, in allen Verhältnissen, und kommt nicht ungestraft durch, was will man's erst noch im Walde haben?

Was mein Spiel als Weltbürger betrifft, Herr Pfarrer, da hab ich oft verlohren, und verliehr es noch nicht, und zahle täglich Spiel-

schulden ab, und mache immer neue, daher ärgert es mich, wenn ich im Bilde glücklich spiele, und es steht mein ganzes armes Leben vor mir, und ich möchte weinen über meine schlechten Karten, und über meine schlechte Praxis.

Der Pfarrer gieng nachdenkend heim, und die Bürger sagten schweigend eine ruhige Nacht, und dachte jeder an seine Spielschulden, und zählte, wie oft er Kartengeld habe geben müssen, und — sagt Herr Blum gutherzig, werden sich bemühen besser zu spielen, und das Gunze zu übersehen! —

Die Welt, was iſt ſie?

Herr Hieronimus Flick war Barbier in einem ang ſehenen Dorfe, das einem Ehrmanne zugehörte, der daſelbſt ein groſſes Haus hatte, das man das hochadeliche Schloß nannte.

Obgleich Herr Flick, mehr die Bauern zu verſehen hatte, als den Edelmann mit ſeinen fünf Fränzeins, und wie man ſagte, mit dem Edelmanne die Bauern ſchröpfte, ſo war er doch viel zu ſtolz, ſich Dorfbarbier zu nennen, ſondern behauptete den Titel als hochadelicher Schloßbader gegen die ganze Gemeinde, die, weil ſie ihm Brod gab, von Rechtswegen an ihm fordern zu dürfen glaubte, daß er ſich von ihrer Gemeinde titulliren ließe, und ſich Dorf- oder Gemeindebarbier nennte.

Er gab dem alten Herrn viel Stoff zum lachen, denn er war vorzüglich ſtark im Vergleichen über die Welt, die er immer mit etwas anderm verglich, je nachdem ihm etwas begegnet war.

Die Welt iſt ein Narrenſpital, ſagte er, da er einſt vom Irrhauſe herabkam — über welches

ihm der Rath, des in der Nähe liegenden Städtleins die Aufsicht anvertraut hatte — man sollte mehr Irrhäuser als Paläste bauen! —

Was zum Henker, Herr Flick, rief der alte Herr, was fällt ihm ein, sind doch so viel gescheite Leute auf der Welt, und denk er nur sich, Herr Hieronymus; oder hat ers blos mit den Palästen zu thun?

Nein, Ihro Gnaden, ich meine die ganze Welt, und setze in diese nur größere und kleinere, vornehme und geringere, adeliche und bürgerliche Narren, mit Verlaub zu reden.

Und wo gehört denn er hin, Herr Hieronimus, begann die adliche Dame, er fährt wohl an? —

Wie's kommt, gnädige Frau, erwiederte er, bald fahre ich an, bald beschließ ich den Zug.

Bin jetzt funfzig Jahr alt, und müßte lügen, wenn ich sagte, daß ich keine Narrheit mehr begehe, mache noch immer tolle Streiche genug, und die leidige Erfahrung lacht immer erst hinten nach, wenn's nimmer zu ändern ist.

Die Welt ist ein ewiger Proceß, der nimmer ausgeht, sagte er wieder, als er von der Stadt kam, wo er bei Gericht zu schaffen hatte, und warum das Herr Flick, sein Vergleich hinke, antwortete der gnädige Herr.

Nein, nein, Ihro Gnaden, erwiederte er, wo mans angreift, gehts nicht, da wird man

von einem Gerichtshof zum andern gewiesen, die Vernunft unsere Regierung nimmts anfangs nicht an, sagt: Händel! ich habe mehr zu thun als solche Narrheiten zu schlichten, denn thut man wie's einem gut dünket, und geht links statt rechts zu gehen, dann vertritt einer uns den Weg und sagt: Narre, bist du bei Sinnen, daß du so in der Irre herum läufst, da gehts ja in Sümpfe und du verliehrest das Leben.

Man erschrickt, wendet um, und lauft dem Wandersmann nach, der immer voraus eilt, und gelangt endlich dahin, wo man nicht sein wollte, und sieht tief drinn bis mans merkt.

Das hat der Feind gethan, sagt ein Richter, der über zu sicht, verklag ihn und fordre Genugthuung, ich bin ein Richter, und wenn du willst. —

Ja immerhin, sagt der beleidigte Stolz und öffentliche Abbitte.

Da werden Boten ausgestellt, und Steckbriefe versendet, und ist ein weiter Proceß, bis man den Gaudieb hat.

Und nun, da er da ist, sagt er: Narre, du bist wahrlich falsch gegangen, aber wer hieß dir mir nachgehen, du solltest den Weg wissen, und hat jeder eine andre Strafe.

Kann nichts darauf ſagen, und der Richter ſchaut mich zornig an, und ſagt: Ja das hätteſt du erſt bedenken ſollen, und du muſt ihm nun abbitten, und ſeinen Schaden gut thun, und die Gerichtskoſten bezahlen.

Ich bezahle mit ſchwerem Herzen, und habe nun mein ganzes Vermögen verſtritten, muß abbitten meinem ärgſten Feinde, und bin ſchwindſüchtig geworden vor lauter Aergerniß, und nun eröffnet der Doctor den Proceß, und dem Tode bezahl ich die Koſten. Wird gewaltig proceſſirt, bis man auf die Welt kommt, und war dieß bei mir der Fall vorzüglich. Meine Mutter nannte ſich ein ehrbares Mägdlein, und hieß eine Schöne, und das war ſie auch, aber Ehrbarkeit war bei ihr ein Gut, das noch im Streit liegt, und das man dahero als ſein Eigenthum nicht anſieht, und nicht achtet.

Ehrbarkeit, ſagte ihr ein junger Herr, ſey nur ein Wörtlein, das die Schönſchreiber brauchen, und alte Jungfrauen, aber nicht die jungen Mädels, die müſſen galant ſeyn.

Und ſieh, er nahm ihre Ehrbarkeit, und als man ihrs anſah, daß ſie nimmer das ſchmucke Mägdlein war, und Arges vermuthete, ſtritt ſie gewaltig und verlohr den Proceß, denn das Corpus delicti regte ſich in ihr, und kam endlich zum Vorſchein, und alle Welt ſagte, O! das

Mägdlein, Ach! — und der Richter Aha! — strafte und sagte, der Handel ist aus, ich fordre euch nimmer an.

Aber nun kam die Noth, der Hunger, das Elend, und forderte und processirte, daß wir beide unter ihren Händen beinahe gestorben wären, und Niemand wehrte und sagte: Ist's auch Recht, daß du armes gefallenes Mägdlein so viel büßen mußt, daß sich Niemand deiner erbarmt und dein Beistand wird! —

Half alles nichts, und wir bettelten um die Kosten des rauhen Gerichts zu bestreiten, und wurde auch da nichts gewonnen.

Endlich kam ich von meiner Mutter, ich weis, nicht wie, und ward in einem Waisenhause erzogen, und hatte mit dem Hunger und der Verwahrlosung zu kämpfen, und lernte endlich bei meinem Pathen, einen ehrsamen Barbier, bekam Händel mit ihm nicht wenig, und wurde gestraft, und endlich ins Exilium versendet, wo ich Klugheit lernte und noch lerne, da ich schon Herr und Meister bin, dennoch hab ich unendlichen Proceß, und mit Recht möchte ich sagen: die Welt ist ein ewiger Proceß, der nimmer ausgeht, jeder Tag liefert dazu neue Beweisartikel und Actenstücke, daß es Zeit ist, wenn er mit dem Tode beendet wird, sonst würde die Welt zu eng, die Acten alle aufzustellen.

Die Welt ist ein Pistol mit Dunst geladen, sagte er ein andreemal, ein Fünkchen entzündet das bischen Pulver; es brauset auf, es knallt gewaltig und trifft nichts, ist ein bloßer leerer Schall.

Hm, sagte der alte Herr, warum denn ein Pistol, warum nicht eine Kanone mit einer Kugel, die Mauern erschüttert, und alles niederwerfet, was ihm in den Weg kommt.

Nein, nein, gnädiger Herr, sagte Herr Flick, nichts weiter als ein Pistol, oder wenn sie lieber wollen, ein Kinderflintlein, mit dem man nur schießen, oder treffen will.

Wird immermehr geschossen, mehr gelernt als getroffen, und ist selten mit Pulver geladen.

Daß ihn der Teufel, sprach der gnädige Herr, indem er die Zeitung auf den Tisch warf, da seh er einmal, wie viele in der großen Schlacht geblieben sind, und red er gescheider, es ist beim Wetter eine Kanonenkugel eine derbe Fliegenklappe, und Onkel Toby und sein Korporal Trimm mögen ihm die Direktion lehren.

Ihro Gnaden, daß in der Welt Kanonen sind, und daß Kugeln geschossen werden, das glaub ich gerne, und dagegen hab ich nichts, aber doch ist die Welt eine bloße Pistole, in der wir Kinder mit Kanonen spielen und weiter nichts, tausend Menschen sind noch keine Lücke

in der Welt, die man merite, und tauſend Pulverkörner und tauſend Kanonenkugeln haben blos den Unterſchied, daß es kleinere und gröſsere Kugeln ſind, und weiter nichts, und nehmen ſie einmal menſchliche Leidenſchaften und die enge Piſtole, in die ſie gepfropft ſind, und das bischen Pulver, das ſie loszündet, ja hab ich denn ziemlich wahr geſprochen, die Welt iſt eine Piſtole mit Dunſt geladen, knallt ein bischen und raucht; wahrlich mehr nicht, und wäre die Schlacht noch zehnmal gröſser, und ſo groß, daß Niemand davon gekommen wäre, als ich und ſie und die gnädige Familie, ſo wär es noch viel, noch viel zu klein, als daß ich mit Ernſt die Welt mit einer Kanone vergleichen könnte.

Der alte Herr lächelte, und ſchlief ein auf dem Seſſel, und hörte Herrn Flick nimmer experimentiren, und ſagte im Traume immer: Ja, ja, er mag recht haben.

Ach, ſprach Herr Flick, indem der alte Herr wieder erwachte, die Welt iſt ein ewiger Schlaf, ein beſtändiger Traum! —

Ha, ſprach der alte Herr, indem er lächelte, das war ſchön, wie, ſag er's noch einmal! —

Ein Vierſtuhl, Ihro Gnaden, ſprach Herr Flick ärgerlich, und der Alte lachte laut, und wie, was ſagt er, Herr Flick! —

Ein ärgerliches Gefängniß, schrie er entrüstet, und heute vor lauter Zorn, denn er sah nichts lieber, als wenn man seinen Worten nicht horchte.

Aber Herr Flick, er ist doch ein närrischer Mann, ich höre ihn ja, wenn ich gleich ein wenig schlummere, und das Alter, das Alter, Herr Flick, hat seine Schwachheiten.

Ach, sagte Herr Flick schluchzend, ach gnädiger Herr, schweigen sie vom Alter, ich denke mir gleich so vieles dabei, und die Welt ist ein Vielfraß, ein baufälliges Haus, ein alte Mauer, ein

Genug, genug, Herr Flick, eins nach dem andern. Sieht er, daß ich aufgemerkt habe, die Welt, sagt er, ist ein ewiger Schlaf, ein beständiger Traum, wie meint er das wohl?

Herr Flick war ernsthaft, und wollte, er hätte sich über des alten Herrn Schlaf nicht geärgert. Ach, sagte er, man sieht eben nichts recht, die Augen sind beständig schwer, kaum wachen wir ein Stündchen, so verschließt eine feindselige Macht den armseeligen Guckkasten, und so geht denn die Leier von Morgen an bis es Abend wird, und wenn man alt geworden ist, so hat man viel gesehen und nichts gesehen, und sagt: wenn ich nur wieder jung wäre, ich wollte dieß und das anders sehen, anders machen und nim-

mer so viel schlafen, und verzeihen Sie, gnädiger Herr, bliebe man eben alt, was hälfs, man schliefe eben noch immer gerne, und würde endlich ganz unnütz, ganz abgespannt und könnte den Tag nimmer leiden, sondern wünschte immer Nächte. — Ach, die Welt ist ein Traumbild, sieht schön, sieht lustig aus, giebt volle Beutel in die Hand, und wenn man erwachet, so ist nichts drinn, und die Hand ist leer, und die Seele traurig.

Recht schön, Herr Klick, aber ein Narrenstuhl, sagt er noch, ist die Welt auch, nicht wahr?

Ja freilich Ihro Gnaden, ja freilich ist es so, man wird beständig Boten geschickt mit einem leeren Brief, und manches Leben ist immer ein Aprilltag, wo man die Leute zum Besten hat.

Den einen verirt seine Armuth, er windet sich ärmlich herum, und wenn er anfienge zu erwarmen auf einem reichen Sitze, zu den er mit vielen Kosten gekommen ist, so fällt er durch auf die nackte Erde, und kann nimmer aufstehen, und kann nichts trinken als seine Plage, und kann sich keinen Zweck des Lebens denken; den andern verirt sein Reichthum, er gähnt die Welt vor länger Weile an, leihet sorgfältig auf Zinsen, und treibet Interessen ein, und wenn er nun seinen Haufen auf tausend Jahre in Gedanken berechnet hat, und sich freuet an seinem

Schatze, zerbricht das gläserne Kästlein, und er liegt in der hölzernen Truhe, in dem elenden Gefängniß, und ist ein armer erbärmlicher Mann; den verirt die Liebe, er sieht sich nach einem Mägdlein um, das ihm schön däuchte, er lauft, er rennt darnach, er rastet und ruhet nicht, er hoffet goldene Zeiten, und meinet das Glück seines Lebens hange daran, wenn er sich das Mägdlein an seiner Seite dächte.

Er erhascht endlich seine Beute, und nun sieht er auf einmal, daß das Bild schöner gewesen, und daß ihn seine Augen getäuscht, und sein Herz seine Augen geblendet habe; die verirt der Hochmuth, sie weiß sich nicht zu fassen, nicht zu zieren, nicht zu blähen, genug sie streicht ihre schwarze Figur des Tags wohl hundertmal weiß und roth an, und endlich fällt das Mauerwerk herunter, und steht ein dürrer schwarzer Baum da, der nimmer ausschlägt, nimmer sich grünen läßt, bei dem es Winter geworden ist, ewiger Winter.

Den verirt die Weisheit, er denkt, es sey nichts mehr über sein Wissen, und seine Klugheit reiche über die Wolken, und kaum hat er so gedacht, so bekommt er eine Ohrfeige aus den Wolken, und sinkt zusammen, ohne sich das auslegen zu können.

Die plagt ihre Schönheit, sie hat tausend Liebhaber, und jeder wird abgewiesen, und immer

ein beſſerer, immer ein reicherer erwartet, und endlich fällt das Blümlein ab, und aus einem Mägdlein wird ein Mütterlein, und ſie weiß nicht, wie ihr geſchah, und gräbt ſich rothe Augen herbei.

Den plagt die Eiferſucht, er kann nimmer ruhen, fühlt das Glück der Ehe nimmer, iſt unzufrieden und mürriſch, und da er vorher ein unſchuldig Weiblein hatte, ſo legt er nun erſt den Grund zu dem Laſter, das er fürchtet.

Der alte Herr lächelte, die gnädige Frau wiß ihm die Kauſt, und Herr Hieronymus wollte ſchon wieder ſagen, die Welt iſt ein —

Nicht ſo Herr Flick, noch iſt er eine Erklärung ſchuldig.

Ein ärgerliches Gefängniß, ſagt er noch, iſt die Welt.

Ja, ja, ſagte Herr Flick, ein wahres Lerchenhaus, wo man von Stänglein zu Stänglein hüpfen muß, und jeder ſein Liedlein pfeift, und einer den andern wieder auspfeift aus einem andern Loche, und ein Sklavenleben, wie es nicht leicht eines giebt über den Sternen.

Ueberall Feſſeln, überall, wo man durch will, eiſerne Gitter und Riegelwerk, und Ketten und Fußangeln, und Spieße und Schwerdter, und Riegen und Schneegeſtöber, und Moräſte, und und — nur zwei Augen, nur zwei ſo blöde Augen dann, daß man nicht ſehen kann, wo das

Ding hinaus will, ſondern rathen muß, und jeder anders, was es denn heiße, wenn der ſchwarze Mann das Thürlein aufmache, und dem Vögelein, da ſeiner Freiheit entgegen lechzet, den Kopf abſchlägt, was es denn bedeuten ſolle, das Schattenſpiel an der Wand, das Knabenſpiel, das wundervolle Leben in dem engen Käfich, wo man ſich erſt ein ruhig Plätzlein erkämpfen muß.

Der alte Herr ſchlief ſchon wieder, und Herr Flick ſagte nichts mehr, und trieb unterdeſſen mit den Fräuleins ſein Spiel, und ſagte, die Welt iſt ein ſchönes Fräulein, an das männiglich herzutritt, und gafft, und gafft ſich die Augen blind, und ſchaut wenn recht an, ſo hat man nicht einmal die Hälfte geſehen von ihren Reizen, und ſchaut wenn noch einmal an, ſo geht einem vor lauter Liebe die Augen über, wie dem Junker da hier, erſehen ſie nicht anderes Fräulein, es iſt ein bloßer Vergleich, und ſie und der Junker ſind eben alone in der Welt, und der Junker ſieht das Fräulein gerne drinn, und das Fräulein den Junker.

Nun ja, ſagte der alte Herr gähnend, Herr Flick, was iſt die Welt.

Ein Mittelding ohne Anfang und Ende, gnädiger Herr, ſagte Herr Flick, und der alte Herr lächelte und ſagte, er iſt ein närriſcher Kauz, wie meint er das wohl.

Gnädiger Herr, wir kamen auf die Welt, und wissen nicht, wie wir dahin kamen, als wir die ersten Blicke auf die Erde warfen, ob nah oder alt, wir wissen nichts von unserem Leben im Mutterleibe, und ein solcher Anfang ist kein Anfang, und schleichen wir davon von diesem Welttheater, so werden wir so leise auf, daß es Niemand beinahe inne wird, und merken es selber nimmer, wie wir nahe kommen, und können also von einem Ende nichts sagen, und in der Mitte ist Leben mit Verwunderung, und das ist genug von solchen Nachrichten, und kümmern sich nicht zu viel, so viel wir uns um selbiges in der Zeit bekümmern.

Ja wohl, sagte der alte Herr, und legte sich um und schlief ein, und ward tod gefunden, ob man ihn gleich immer nur für schlafend hielte.

Es war ein guter Mann, und ward allgemein bedauert. Ach, sagte Herr Flick weinend, ach was ist die Welt, was ist die Welt!

Ein Lustspiel, das sich tragisch endet, und die Zuschauer täuschet, man erwartet eine Hochzeit im letzten Akte, und der Vorhang führt hinauf, und — da stehet der Sarg! — Ach läge der gnädige Herre nicht drinn, was wäre die Welt! —

Thaten eines Bierfasses.

Da stritt sich immer der Amtmann mit dem Poeten, der einen Mann vorstellen wollte, wer am besten dichten könnte, und jeder gab Proben davon zur Entscheidung.

Herr Tobis hatte immer seinen Spaß, denn er gab das Thema und vertheilte den Preis nach seinen Einsichten, und durfte, wie bei der allgemeinen Literaturzeitung, keiner weiter appelliren, wenn er nicht gar wollte ausgepfiffen werden.

Das heutige Thema war, die Thaten eines Bierfasses, und der Amtmann begann:

In einem guten Felsenkeller lag ein Bierfaß in stiller Ruhe, sollte ein gutes Lagerbier werden für einen vornehmen Herren, der etwas auf den Trunk hielt, und feuchter Complexion war, wie der Kalender weiters besagt.

Da sich indeß die Zeit der Reife nahte, erschienen alle Nachte Gespenster im Keller, und versuchten die übrigen Fässer, und zu unserm Fasse sagten sie: Fäßlein halte dich wacker und werde gut, du sollst Männer machen! —

Das Faß dachte nichts, denn es war bis oben an betrunken, und die andern Fässer brumm-

ten, denn sie wurden alle Tage leerer und nüchterner, und drohten nicht undeutlich den ganzen Vorgang dem Wirth zu melden, wenn er kommen würde.

Dafür können wir helfen, sprachen die Diebe, und ersäuften sie in Wasser, daß sie schwer und stumm wurden.

Und nun ergriffen sie das gute Bierfaß, zogen ihm einen Strick um den Leib, und brachten es mit vieler Mühe aus seiner Lagerstätte, auf einen Karren, und fuhren damit in den Wald hinein; in eine tiefe Höhle, wo Männer und Weiber und Mägdleins saßen, und froh waren.

Ha, sprachen sie, das ist der Mühe werth, ein Bierfaß so weit daher zu schleppen, und nichts weiter; sehet, wir haben es besser gemacht, wir öffneten einen Weinkeller, und verpflanzten ihn zu uns, der Wein erfreuet des Menschen Herz; giebt Muth in Gefahren, treibt Röthe ins Angesicht, und mahlet einen Himmel über die Galgenleiter.

Desto besser, sagten die Gesellen, gaben dem Bierfasse einen Stoß, und es rollte in den Winkel.

Sie lebten indessen in Frieden, und fiengen zuletzt miteinander Händel an, und wurden

nicht eher vernünftig, bis sie nüchtern wurden im Gefängnisse.

Einer hatte den andern verrathen, und der Proceß ward bald gemacht, sie kamen sämtlich an Galgen.

Eine negative That des Bierfasses, sprach der Stadtphilosoph mit Lächeln.

Der Wein, fuhr der Amtmann fort, der noch nicht verzehret war, fiel der Gerechtigkeit in die Hände, und der Justizbeamte ließ es protokolliren, daß die Diebe Weinkenner gewesen, und das Beste genommen haben.

Das Bierfaß wurde indeß nicht entdeckt, es lehnte tief in der Höle an einer Mauer, und regte sich nicht, und die Gegend war, seitdem die Diebe nimmer hier hausten, wie ausgestorben, denn es war eine graufe Wildniß.

Einige Monate nach dieser Geschichte, kam ein Mann daher, des Lebens müde und reuevoll über seine Sünden, fand von ohngefähr die Höle, und sah es für einen Wink Gottes an, und beschloß da zu bleiben, und seine Sünden zu büßen in der Einsamkeit, und an den Irrenden Gutes zu thun.

Die Gegend war arm, und wenige eßbare Wurzeln gediehen da, und kein Tropfen Wasser war weit und breit zu finden.

Der

Der Einsiedler hatte ein hartes Noviziat, und wollte oftmals wieder umkehren, und immer trieb ihn sein guter Geist, wie er sagte, in die Höle, und ermahnte ihn auszuharren, dem Himmel zu gefallen zu dürfen, und zum Beweis der gütigen Vorsorge Gottes christlich zu hungern, und verlohr den dicken Bauch, den er sich im Dienste der Welt gezogen, und war so heilig und vergeistlerte so, daß ihn die Welt nimmer gekannt hätte.

In der brennenden Mittagshitze legte er sich die Buße auf, einen hohen Berg mit einer schweren Last zu besteigen; waren diese Steine, die er hinauf trug, und mit heiliger Sorgfalt wieder herunterschleppte.

Seufzend schaute er zum Himmel, der immer noch steinern genug ist, den Narrheiten der Menschen gutwillig zuzuschauen, und weinte über sein Elend, das er sich selbst machte, und wünschte den Tod, den er noch nicht verdient hatte.

Die Zunge klebte einst am Gaumen, er lechzte nach einem frischen Trunk, seine Höle war nicht kühl genug, ihn vor den brennenden Strahl der Sonne zu schützen, er kroch immer weiter hinunter, und fand endlich, welch ein Wunder! — ein Bierfaß, das wir schon lange kennen.

Wer, bedenkt es ihm, wenn er anfangs glaubte, des Teufels Bild zu sehen! —

Nicht gelächelt, hochweiser Herr, über das Bild, ein Bierfaß und Ehrs Satanas sind einander nicht unähnlich, und zur Vergleichung an das Sprüchlein gedacht: Aus ihren Werken sollt ihr sie erkennen.

Er exorcisirte, er weihte, er betete, das Faß ward nicht leichter, als anfangs, und verschwand nicht mit einem Gestank, wie der leidige Teufel, sondern erwartete das Ende des ganzen Processes.

Weil Gott gewöhnlich da steht, wo der Teufel nicht steht, so war es auch da, und der Einsiedler dankte dem Himmel für seine Gabe, und zapfte das Faß an, und trank sich toll und voll, und war nun halb Einsiedler und halb Bierfaß, und schlief ein.

Er erwachte nüchtern wieder, und trank von neuen sich voll, und trieb es drei Tage fort, bis er damit fertig war.

Berauscht lag er in seiner Hütte, da kam eine irrende Pilgerin hinein, ein feines Mägdlein mit schönen blauen Augen und rothen Wangen und freundlichen Mienen, sie war dem Vater entlaufen, der sie in ein Kloster bringen wollte, und traute sich zu wenig Enthaltsamkeit zu, eine Nonne zu werden.

Weit riß der Einsiedler die Augen auf, als sie sich zu seinen Füßen warf, hatte in der Trunkenheit des Teufels Bann vergessen, und koßte mit dem Mägdlein außen vor der Thüre öffentlich, und schämte sich nicht vor den ganzen Himmel, der mit tausend Laternen drein schaute, und achtete nicht den neuen keuschen Mond, sondern trieb seinen Götzendienst im Mondschein am liebsten, wie Siegwart und seine weiterlichen Jünger, und statt, wie er gelobet, Gott zu opfern, opferte er der Wohllust.

So ist ein Heiliger in ein Bierfaß gekrochen, und hat sich verwandelt, wie das leere Faß, in dem nun nichts mehr ist, als ein bischen Hefen, die zu nichts mehr dauchte.

So gab sich ein Noah zum zweitenmale Blößen, und sündigte in der Arche, die Gott gebaut hat, und trank sich nüchtern in der Sündfluth, die ihm nichts angieng.

Der Morgen fand sie beide schlafend Arm in Arm, und das dem Heiligen incorporirte Bierfaß hatte sich allmälig verdünnt und war verdunstet, und aus dem Kopfe in den Unterleib getreten.

Nun trat die geistliche Nüchternheit in das leere Bierfaß, und es fieng an hohl zu klingen, und da der Schlaghammer des bösen Gewissens darauf hämmerte, so klangs so erbärmlich, wie

dem alten Weinhändler da unten in der Ecke, der seines Bruders Weinlager erbte, und als er kam, an lauter leere Fässer klopfte.

Genug die Reue schlug dem leeren Bierfasse den Boden hinaus, und nun war es nicht einmal ein Bierfass mehr, sondern ein bloßer bedeckter Gang, ein Schwiebogen, wo jedermann drinn sitzen konnte und ohne Thüre, sondern ein allgemeiner Versammlungsort, wo die Andacht, wie die Wohllust sitzen und beten konnte, und keiner den andern verleidete.

Unser Heiliger konnte von einem Bierfasse, in das er zu tief schaute, bewegen werden, einen neuen Gottesdienst anzufangen, eine Gottheit mit zwei Gesichtern aufzustellen, deren eines das Gebot, das andere das Verbot vorstellte, den wahren und den falschen Gott andeutete.

Sah er das Verbot, das reizende Mädchen, so dacht er an kein Kasteien mehr, und hatt er kühle Laune oder plagte ihn Langeweile, so schaute er das Gebot an, und weinte so lange über sein Vergehen, bis die geistliche Tochter aus der Küche kam, und die Kräuter auftischte, und die Reue war vorüber und hätte das Gebot, wie die Jungfrau Maria noch thun soll, blutige Thränen geweint.

Und so lange ein Reif noch ist an einem Fasse, es habe nun einen Boden oder keinen,

so lange stehts noch immer gut, man sieht wenigstens was es sein sollte, und kann sich das Beste dabei denken, das darinnen war; aber so bald von einem Fasse, es heisse nun Einsiedler, oder Weltmann, Laie oder Pfasse, die Reife herunter springen, dann fällts zusammen, das bischen Pech hat nicht Kraft genug es zusammenzuhalten, und es verliehrt seinen Namen und wird Gemeingut.

Und so gieng es da; das in den Einsiedler verkörperte Bierfaß verlohr zwei Reife auf einmal, als das Mägdlein ihn Vater nannte.

Ja Vater, sprach das Gewissen, das schon gewaltige Fugen in das Faß machte, Vater bin ich schon, o, wenn dieser Name mir neu wäre, wie theuer sollte er mir seyn.

Aber, ich habe eine Nonne entführt aus den heiligen Mauern, und sie zur Mutter gemacht, und habe sie dann wieder, ihrer überdrüssig, in die Hände der Barbaren geliefert, die sie mordeten, o ihr Geist, ihr Geist erscheint mir manchmal noch weinend, und umarmt das arme Knäblein mit süßer Wehmuth, und anfangs lachte ich wie ein Teufel drein, endlich lehrte mich ein Klausner weinen und bereuen, und ein Bierfaß wieder sündigen! —

Hm, ein Bierfaß sollte mehr seyn als ein Heiliger, wahrhaftig mehr, wenn es aufs Handeln, aufs Wirken ankommt.

Dein Mägdlein hat einen Knaben geboh-ren, ruft eine alte Hexe herein, die erst gekommen war, indem das leere Faß nachdächte über seine Leerheit, und geh, sprach sie keifend, und hole dürre Reiser zum Kochen, damit sie nicht umkomme mit dem Kinde.

Wenn man ins Sinnen kommt, gelingt man endlich von einer Thorheit auf die andere, und nichts ist schwerer, als wenn man einmal ins Fallen kommt sich noch zu fangen.

Man riß einige Tauben aus dem Fasse heraus, und nun war man drinn, nicht einmal mehr ganz bedeckt, und eine Katze konnte sich nimmer drunter vor Regen schützen, geschweige ein Heiliger mit den Akten seines innerlichen Schöpfenstuhls.

Holz war also da, aber auch weiter nichts, und die Alte keifte wieder, und schob ihn aus dem Häuslein, und gab ihm eine Fackel in die Hand, und sagte: Barbar geh hinaus und bringe Speise, du bist Vater, sollst auch Ernährer seyn, und wage es nicht davon zu gehen, sonst wisse ich finde dich überall.

Eine Fackel am hellen Tage, sonderbar, sonderbar, was soll ich damit, und er wollte sie

wegwerfen. Aber du lebst ja mitten im Walde, sagte eine andere Stimme, und es ist finster am hellen Tage drinn, behalte sie immer und suche! —

Und überall nichts zu finden, und schon ist die Nacht da, und mein Kindlein verhungert, und mein Mägdlein ruset zum Himmel, und die Eulen und Uhus krächzen, Rabenvater, Rabenvater, und da sieht er vor einer Bauernhütte, wo alles schon schläft. — Da wohnt ein harter Mann und rastet auf seinem Bette, und hat Ueberfluß, und weckest du ihn von seinem Lager, so wird er wild auffahren, und dich vom Häuslein mit Gewalt vertreiben, und keinen Bissen Brod dir geben.

Noth bricht Eisen, sagt er närrisch zu sich selbst, ich zünd ihm die Hütte an, und raube unter dem Titel der Menschlichkeit und — die Hexe brauchte mehr Holz zum Kochen, und das Faß verlohr seine letzten Reife und fiel ein, und die Hütte stand in Flammen, und alles rannte wild herum, und der heilige Mann nahm, was ihm gutdünkte, aus dem Häuslein, und eilte unbeschrieen davon, und kam heim und fand die Mutter tod, und die alte Hexe war fort, und das Knäblein streckte seine Aermchen nach ihn aus, und er suchte nun, statt zu weinen, und gab sich Mühe mit dem Kinde, und ätzte es auf,

wie eine Mutter, und ward des Dings endlich auch überdrüßig, und lud das Kind auf und gieng davon.

Und er kam in ein Städtlein bei Nacht, und legte das Kind ins Wachhäuslein, wo ein Soldat stund, aber schlief, weil er nichts zu bewachen hatte.

Und nun war er froh, und zog seine Straße mit leichter Seele wieder, und hatte keinen Reif mehr, der ihn band, und ward ein frecher Bösewicht, der Religion und Gesetzen Hohn sprach:

Ein Bierfaß, sollte man's denken, kann Atheist, Räuber und Mörder werden, und ein leeres eher noch, als ein volles! —

Der Stadtphilosoph schüttelte den Kopf, und der Pfarrherr, der dazu kam, horchte hoch auf, und sprach vom Verbrennen, und ward wieder gut, als er hörte, es sey schon geschehen.

Genug, dieß Bierfaß ohne Reif stiftete unendlich vielen Schaden, und machte die Bürger rebellisch und predigte Freiheit, und die Bürger ließen sich narren, und sprengte jeder sein Faß mit Gewalt, und jagten Richter und Regierung davon, und wollten nun Herren heißen, die einander gleich wären, hatten eine Menge innerliche Fehden, und sahen die Gewitterwolken nicht, die über sie aufzogen.

Genug, ein Gastwirth kann keine zerzrümmerten Fässer leiden, und eben so auch kein Staatswirth, und er läßt sie eben wieder zusammen schlagen, wenn das Holz noch zu gebrauchen ist, und so dachte der kleine Fürst auch, und bat seine größern Nachbarn ihm nageln zu helfen, und Hämmer zu leihen.

Da war Jammer und große Klage, der Hammer schlug unbarmherzig zu, und zerschlug manches gute Stück, und in Zeit von einem Jahre waren die Fässer wieder verbunden, und Eßig drein geschüttet.

Den Anstifter bekam man gefangen, und nachdem man lange hin und her delibrirt, was mit dem schlechten Holze anzufangen sey, das schon alt und faulicht war, und fürs Zuchthaus eine zu schlechte Möbel war, so hieng man ihn an einen Galgen als eine Feldschau, als einen Schild, als eine Zolltafel, und die Bürger, die wider in ganzen Häusern wohnten, machten sauere Gesichter dazu, und viele waren froh, daß sie endlich wieder Reife hatten, ob's gleich eiserne waren.

Und der Soldat, als er erwachte im Schilderhäuslein, und das kleine Fäßlein vor seinen Füßen erblickte, wußte sich nicht zu rathen noch zu helfen, und als der Hauptmann ausgeschlafen hatte, und die Wache visitirte, wards gleich

der Polizei berichtet, und alle Mägdleins visitirt, ob bei keiner ein Reiflein gesprungen sey.

Und die Physici sagten, nein, und die Keuschheitswärter stellten Vermuthungen an, und referirten, und die Mägdleins machten Einreden und zankten sich tapfer herum, und der Friedensrichter entschied zu Gunsten der Jungfrauen, und der Hof-Astronom bezeugte, er könne sich nicht rühmen, ein neues Sternlein in der Milchstraße entdeckt zu haben, und der Physiognom sagte endlich aus, das Kindlein trage den Charakter der Landes-Eingebohrnen nicht auf der Stirne.

Und so ward denn das kleine Fäßlein, um das sich Niemand kümmern wollte, dem Staate überlassen, der es hinten an seinen Wagen anband und nachschleifen ließ, und es sprangen die Reife ab, denn Niemand sah darauf, und ein Goldklumpen, der darinnen lag, machte sich Platz, und fiel auf den Weg, und war so schwer, daß er sich tief in die Landstraße eingrub.

Da sprang nun alles darnach, und jeder klopfte und feilte daran, und der Staat beorderte den Münzenmeister, den Schatz in Empfang zu nehmen.

Und es geschah, und man nahm das leere Fäßlein auch dazu mit, ob es gleich keine Reife und keinen Boden mehr hätte und zu nichts

dauchte, und stellte es in das Naturalien-Cabinet, das Gold aber kam in die Münze, und der Wohlfahrts-ausschuß dekretirte, ein Zuchthaus davon zu bauen, und der Criminalrichter einen neuen Galgen. Und die Cammer vereinigte sie, daß sie beides machen ließ, und es ward ein lauter Jubel, und die Schulmeister rühmten das Zuchthaus und den Galgen, und ein Industrie-Collegium that den Vorschlag, Fässer zu machen ohne Reife, um die Weiden zu ersparen, und ein Schüler des Philosophen im Faß rieth, mit kleinen Fässern den Anfang zu machen.

Und als denn alle Fässer im Staate keine Reife mehr hatten, da lief alles aus, und ward eine Sündfluth, wo viele ersoffen wußten, und die übrigen davon zogen; denn es entstanden Sümpfe, die nimmer auszutrocknen waren, und die böse Krankheiten verursachten, die kein Staatsrath kuriren konnte, und kein Dichter besingen, denn er konnt es nicht reimen, und die neun Musen versagten ihre Dienste, er mochte sie bitten, wie er wollte.

Der Amtmann verneigte sich gegen den Poeten, der eben Versuche anstellte, ob es denn so schwer wäre auf ein Faß zu reimen, und Herr Tobis sagte: Gestrenger Herr, ihre Erzählung ist fein gewesen, und ich schenke ihr meinen ganzen Beifall, doch möge der Herr Poet es nun

versuchen, und wer den Preis verdient, dem wird die Krone werden! —

So geb er mir die Krone, schrie der Poet, eh ich noch den Mund aufthue, der Herr Amtmann hat meines Dünkens sehr langweilig erzählt, und in kein gekröntes Haupt, fiel der Amtmann ein, und hat einen Poeten gehöret.

Und — fuhr der Poet fort, da und dort sah ich welche gähnen und — husten, und niesen, fuhr der Amtmann fort, und was sah er nicht alles.

Und lauter Wasser im Fasse, schrie der Poet, und der Amtmann lachte und schrie: Wohlan, beschenkter Herr Poet, aber nicht eher recensirt, bis man selber welches gebraut hat, und sich als Meister gezeigt.

Und Herr Tobis, als die allgemeine Literaturzeitung, stand auf, und sagte mit Würde: Ich gebiete Kraft meines Amtes, als ein aufgestellter Diener der Gerechtigkeit, daß ihr schweiget, und euren Witz behaltet, bis ihr gezeigt, daß ihr etwas Besseres über das Thema zu sagen im Stande seyd.

Der Poet liess sein Krüglein füllen, blickte die Gesellschaft an, zog sein Käppchen und setzte es wieder auf, und begann seine Geschichte.

Es war einmal ein Bierfaß, das kam von den Händen des Meisters wohlgespündet und

wohlgepicht zum Amtmann, der es bestellt hatte, und einem guten Trunke nach gieng, denn er konnts besser als des Fürsten Weinversucher, der nicht eher Antwort giebt, ob der Wein gut, bis er betrunken ist.

Jedoch dem Herrn Amtmann nichts zu nahe gesprochen, das Corpus Iuris war sein Faß, in dem er sich als Weltbürger herumdrehte; er richte es aus, und verwahrte drinnen seinen Trunk, was hats weiter zu bedeuten? thu einer in seinen Hafen, was er mag! —

Der Amtmann ließ das Faß füllen, und schönte sich nimmer darnach um, bis das ganze Gebräu aut war, und schenkte es dann seinem Herrn Bruder, einen Pfarrherrn, der den Ruhm hatte, daß er das Evangelium gar zu gerne wässerte, und von nichts lieber predigte, als von der Sündfluth, und dem Durchzuge der Israeliten durchs Meer, der fand in dem Fasse Geist und Leben, und so lang das Faß im Keller lief, bekam er keinen Durst nach Wasser mehr in seinen Predigten, sondern hielt nun lauter Strafpredigten, und die Bauern nahmen ihre Klagen beim Consistorium zurück.

Genug, das Faß war leer, und ein leeres Krüglein, ein hohles Faß sind blos die Schalen einer Mahlzeit, das Tischbret, sie löschen den Durst nicht: Es bekam es daher der Amtmann

wieder mit dem höflichen Bedeuten, es noch einmal zu senden unter die Ungläubigen, es habe viel Gutes gestiftet.

Der Amtmann hätt's gethan, aber die Frau und die große Tochter sagten nein: wenn er trinken will kann er herein gehen zu uns, so hast du einen Abendzeitvertreib, und ist nur ein Viertelstündchen, und so sauft der Schulmeister und der Schulze mit ihm, und entsteht nichts Gutes, und man muß sich schämen und Sünden fürchten, ihm nur die Veranlassung zu geben, könnte so schön sein, und wäre so ein hübscher Mann, aber das Bierfaß, das Bierfaß! —

Hm, sprach der Amtmann, so kann es daheim bleiben, und er kanns bei uns trinken! —

Das Faß war wieder von neuem gefüllt, und des Fürsten Geheimderath, ein Bruder des Amtmanns, kehrte bei ihm ein.

Und weil es dürstig Wetter war, so fragte der Rath nach den Keller, und der Amtmann sagte: Ich hab ein Capitalbier, Brüderchen, oder willst du lieber ein Gläschen Wein.

Ein gutes Bier, sprach der Rath, zieh ich allem vor, und der Amtmann befahl das neue Faß anzustechen, und das ist kein anderes als das Unsrige.

Und der Amtmann und der Rath tranken sich toll und voll, der Amtmann meinte im Ran-

sche, er sey der Rath, und der Rath meinte, er sey Fürst, stieß dem Amtmann mit den Füßen, jagte ihn mit höchsteigner Hand aus dem Lande, und blieb ihm immer dabei in Gnaden gewogen.

Und weil er Wittwer war, so sprach er mit dem Amtmann wegen seiner Tochter, und der war voller Freude, ließ das Mädlein kommen, das ganz beschämt war, und ließ in der Nacht noch den Caplan holen, der im Trunke sie copulirte, ohne Erlaubniß seines Consistoriums.

Jungfer Christiane war Frau, sie wußte nicht wie, und kam des Bierfasses wegen ins Gerede, und alle meinten, es sey nicht richtig, und sie trage etwas unter der Schürze, welches doch nicht war, und die andern mannbaren Jungfrauen wünschten künftigen oder langsamsten Freiern ein Bierfaß in den Magen, daß sie kürzer sich resolviren möchten, und ein Poet besang des Raths Hochzeit recht artig in Versen.

Der Fürst lachte über den Amtmann und den Geheimderath, und machte den Amtmann auch zum Rath, und das Consistorium strafte den Caplan, weil er copulirt, ohne Anfrage bei seiner Behörde, und der neue und der alte Rath hatten ihren Spaß mit ihm, und endlich gab ihm der Amtmann bei seinem Abzuge unser Faß Bier, voll angefüllt, und der Caplan drückte

seine Hand und sprach: Gedenke meiner Freund, wenn du in dein Reich kömmst!

Der Fürst war ein Freund vom Trinken, und liebte Leute, die es mit ihm hielten, und als sie einst über der Tafel sassen, sagte der neue Rath, sein alter Diakonus überträfe Ihro Durchlaucht noch, das sey ein Faß ohne Boden, je mehr man aufschütte, desto mehr laufe hinaus.

Der Fürst, der die Tugenden seiner Unterthanen gerne hörte, befahl sogleich ihn zum Hofprediger zu bestellen, ob er gleich keinen brauchte, und seit langen Jahren keinen hatte.

Das Consistorium war eben, als die Ordre vom Fürsten kam, mit einer Klage beschäftiget, die gegen ihn einlief.

Er hatte nemlich in unser Faß zu tief geschaut, und am Sonntage, wo er predigen muste, im Rausche die große mit Eisen beschlagene Bibel herunter geworfen, und eine alte Frau erschlagen.

Nüchtern lief er heim und klagte, und weinte, und vertrank sich die Grillen wieder, und schrieb an den Geheimenrath einen tollen Brief, schrieb, es sey ein Bierfaß auf eine Heilige gefallen, habe eine Person ohne Willen zu tod geprediget, und man solle die Kirchen einstellen.

Der

Der Brief war dem Geheimdenrath gemeint, aber im Rausche ans Consistorium überschrieben, und die geistlichen Räthe erschraken darüber gewaltig, und die weltlichen lachten, und übereinstimmend war das Votum, den Menschen abzusetzen, und in die Kosten zu verdammen, denn es muste eine Commission hinaus.

Und nur Hofprediger des Fürsten — Hofprediger, da müssen Gegenvorstellungen gemacht werden, das geht ja nimmermehr an, das wird ein Aergerniß dem ganzen Clerus.

Daß die Bibel eine alte Frau erschlagen, dafür kann der Hofprediger nichts, und die Frau ist seelig gestorben; daß er den Brief unrecht überschrieben hat, ist ihm zu glauben, und daß man an einen guten Freund anders schreibt, als an einen Fürsten, ist natürlich.

Und weil denn gemeldet wird, daß er ein starkes Faß Bier in zweien Tagen, ohne Gehülfen zu haben, ausgetrunken, und darauf erst geprediget, so befehlen wir ihn noch überdieß zu unserm geheimen Kirchenrath, befehlen euch das Dekret zu fertigen, und uns zur Unterschrift einzureichen, und dieß ist auf Eure Eingabe unser gnädiger Wille.

Wir wollen abdanken, sprach einer nach dem andern, und der Fürst entließ sie in Gnaden, und hoffte alles von dem neuen Kirchenrath.

Die Leute sagten: ein Kirchenrath, ein Hofprediger, der gute Fürst ist ein Heiliger geworden! —

Andere schrieen: Den Mann zum Hofprediger, nu, der schickt sich dazu, und das Predigen wird nicht so oft an ihn kommen, als der Pokal.

Indeß, der Caplan erschrack nicht so sehr, als er das letzte Stützchen aus dem Fasse schenkte, als er erschrack, da er einen großen Brief vom Consistorium bekam, und er meinte, er sey nun abgesetzt, und weil der Bote für sich etwas zu essen mit Gewalt forderte, und äußerst frei handelte, so meinte er, es sey nun nichts weiter übrig, und der Feind schon hinter der Mauer.

Der Bote erinnerte ihn an den Brief, und mit Zittern las er die Berufung in die Stadt, und die Titel, meinte er, seyen Satire und nichts weiter.

Der Bote aß sich satt, und der Caplan machte sich auf den Weg, denn er sollte heute noch verpflichtet werden.

Er kam, und ließ des Geheimenraths leeres Bierfaß hinten nach fahren, und besuchte ihn zuerst.

Ach, sagte er, dein Bierfaß, Herr Bruder, hat mir böse Händel gemacht, und ich komme nun von Amt und Brod.

Der Andere verwunderte die ganze Geschichte, verstellte sich und sprach, wie so, mein Bierfaß? —

Du hast es eben aus getrunken, und es hat dir geschmeckt, und war ein gerechter Trunk, kann die keine Bauchgrimmen gemacht haben.

Das nicht, Herr Bruder, versetzte der neue Kirchenrath, aber ich habe des Guten zuviel gethan, und weil ich drauf predigen müste, eine Frau nieder geworfen mit der Bibel.

Das ist nun nicht fein, sprach der Rath, daß ihr geistlichen Herrn jetzt ausfallet, und so mit einer Gemeinde verfahret, seyd ihr solche Hirten, so wird man euch andere Schaafe zu weiden geben.

Die Angst des Caplans stieg aufs höchste, und der Geheimderath rieth ihm, den Fürsten um Gnade zu bitten, Abends in der Dämmerung; aber ein Sinnbild seines Fehlers müsse er an sich tragen, weil er nur durch das Neue und Ueberraschende könnte versöhnt werden.

Er solle also das Bierfaß in beide Hände nehmen, die Reife um den Hals binden, und in dieser Stellung demüthig bitten.

Der Geheimderath verschafte ihm Audienz, und der Fürst hatte eine gewaltige Freude über diese Erscheinung; der Stadtpfarrer sagte: Die Kinder der Welt sind klüger als die Kinder des Lichts, und der neue Kirchenrath ward beinahe ein Narr vor Freuden, und der Fürst, der sonst nicht gerne in die Kirche ging, hörte ihn alle Sonntage, und der Mann, der nun besser zu leben hatte, und nimmer schmarutzen durfte, behielt endlich bei seinem gewaltigen Durste noch so viel Verstand, um seinem Herrn ein gutes vernünftiges Wort ins Ohr zu sagen, und ward dem Lande nützlich.

Indeß die Heirath, die das Biersaß gestiftet hatte, beim damaligen Ammann, fiel nicht gut aus, das Mägdlein konnte den Rath nicht leiden, und hielt sich einen geheimen Sekretär darneben, den der Rath abdankte und immer wieder annehmen mußte, bis es endlich müde ward, und beide davon jagte, und auf eine Ehescheidung antrug.

Dieß jammerte den Vater der Tochter, sie hatte fünf Kinder und nichts dazu, und er vertrank seine Grillen aus unserem Biersasse wieder, und machte am Morgen, wenn er nüchtern war, wieder neue.

Endlich dacht er sie dem Sekretär zu geben, und der Fürst meinte: ein Rath mehr oder we-

niger, und machte ihn auf Bitten des Vaters dazu, und beehrte ihn selbst mit auf der Hochzeit.

Die Leutlein lebten recht hübsch zusammen, und dieser Staat war ein Muster aller Staaten, denn, so wie man sonst in den übrigen Staaten zu nüchtern ist, und an den Unterthanen zieht, um voll zu werden, so waren die Herrn hier schon zu voll, als daß sie nach andern Bechern wären lüstern gewesen, und ob die Diener der Gerechtigkeit auf der Regierung oder in der Zeche saßen, das war ihnen einerlei, denn sie lebten gut zusammen.

Aber auf einmal starb der Fürst, und sein Nachfolger brachte, statt wackerer Zecher, Philosophen mit, und das ganze alte Ruderwerk wurde abgedankt, und für unnütz erklärt.

Der Besitzer unseres Fasses mußte als Einnehmer einer Casse ein strenges Verhör ausstehen, und weil er nicht rechnen konnte, so ward er als ein böser Haushalter ein öffentliches Rathsglied im Zuchthause, und unser Faß kam in den herrschaftlichen Keller, und ward wohl angefüllt mit ädlem Gerstensafte.

Der Fürst war nüchtern bei seinen Regierungsgeschäften, und äußerst jovialisch, wenn er keine Vatersorgen hatte, und die Wissenschaften gaben ihm in müßigen Stunden die schönste Unterhaltung.

Er war ein Freund der Dichtkunst, und munterte Dichter zum Singen auf.

Und hatt einer ein schönes Liedlein auf Tugend oder Religion gesungen, so ward er gut bezahlt.

Einst, da er lustig war, setzte er das volle Viersaß, von dem ich erzähle, zum Preis aus, für denjenigen, der in einer Viertelstunde den besten Küchenzettel seinem Koche poetisch übergeben hätte.

Ich rieth dem Koche, den Dichtern nicht zu folgen, sondern alles in Prosa zu kochen, denn, sagt ich, würde er den Dichtern folgen, so müßte der arme Koch einen Freitag halten, weil die Personen fast eyerlos wären, und an einer Fürstensuppe ein Wasserhühnlein schlürften.

Und ich bekam den Preis und das volle Faß, und trieb noch daran, und befand mich weidlich dabei.

Es war keine Phantasie, der Poet hatte würklich noch nicht sowas den Preis errungen, und meinte nun alle Tage Siege feiern zu dürfen, und dachte nicht anders, als Herr Tobis würde nicht ansichen, ihm den Preis zu geben, der Kammann setzte, und Herr Tobis rückte den Sessel und lachte, und gab Beifallwinken.

Nur Schade, wird von uns für Recht erkannt, daß der Amtmann Erzählung, die der Poeten weit übertreffe, und in Ansehung der Dichtung

so wohl, als der Aufführung noch viel mehrere Vorzüge habe.

Der Poet ließ sein Bier stehen, und gieng gerne hinaus, und der Amtmann trank noch ein volles Glas, und die Bürger stritten sich über seine Erzählungen, und hatte jeder der Dichter eine Parthei.

Indeß Herr Tobis gab sonst keine Beifalls-Zeichen an, wie bei Werken des Geschmacks der Recensenten Art ist, der Poet schrieb die Nacht noch ein Schauspielchen, und schlug früh vor Tags an Herrn Tobis Hause an. Der Amtmann hörte ihn klopfen, und erkannte ihn, ließ den Gerichtsdiener rufen, und es abnehmen, und dictirte ihm eine Strafe, und er mußte noch dazu Herrn Tobis abbitten, welches ihm am meisten verdroß, denn die gesammte Bürgerschaft sah nun, daß er Unrecht habe, und die, welche auf seiner Parthei waren, sprangen ab, als er in der Strafe war, und sagten nach dieser Antwort des Recensenten: Da der Amtmann in dem Tone spricht, muß er doch recht haben!! —

Abendgespräch.

Ueber die Worte Fräulein, Demoiselle und Jungfrau.

Ach es ist eben eines wie das andere, sagte der Rathsherr, ob Fräulein heiße, Demoiselle oder Jungfrau, ein Ding, bedeutet eben ein unverheurathet Mädchen.

Das Fräulein des Schlosses, rümpfte die Nase, als er das sagte, und wurde roth im Gesicht, das Amtmanns Louise und des Pfarrers Wienchen schauten zum Fenster hinaus, und machten kleine Augen, und dachten viel dabei, ob sie gleich aussehen wollten, als dächten sie nichts, und die bürgerlichen Jungfrauen physiognomisirten und kicherten voller Muthwillen.

Herr Tobis wollte nichts sagen, bis die Mädchens fort wären, denn wie leicht, sagt er, spricht man ein Wörtchen zu viel, und sie möchten es übel nehmen, und er hatte das Fräulein und die Demoiselles und die Jungfrauen gerne, wie er denn überhaupt, und noch in seinem Alter kein Mädchenfreund war.

Alles wartete, und meinte, Herr Tobis würde sprechen, denn er machte bei solcher Gelegen-

heit gar gerne seine Schnurre, und sagt's doch nicht so grob heraus, sagte das Fräulein, wie der alte Rathsherr, und weiß es doch mit Artigkeit vorzutragen, sprachen die Demoiselles, und: die möchten krank werden vor Aergerniß, sprachen die Jungfern, und Herr Tobis, der sonst gerne drein spricht, schwieg bedächtlich stille, und sah's ihm an, wie schwer es ankam.

Indeß Herr Tobis hat manchmal seine eigne Meinungen, ganz seine eigenen, die nicht jedem wohlklingen, und der Mädchenschulmeister sagte ihm öfters, er solle doch nur sprechen, wenn Männer in der Schenke sitzen, und Weibern und Mägdleins nichts sagen, denn die saugten zu lange an seinen Gedanken, und meinten, er spreche im Ernste so, da er doch selten trocken moralisire.

Herr Tobis machte nicht gerne Einreden, wenn einer im Amteifer sprach, und sagte mit edler Gutmüthigkeit: Er hat Recht, und ich versprach's ihm, ich wills nimmer thun! —

Als Abends der Zirkel sich wieder sammelte, da kam das Gespräch wieder auf diese Worte, und des polnischen Grafen Leibsekretär sagte:

Ein Fräulein heißt eben ein adelich Mägdlein, ein Frauenzimmer von Geburt — im erhabenen Sinne.

Der Rector sagte, es ist ein Signum excellentiae, majestaticum.

Der Cantor sprach — es klingt schön!

Der Pfarrherr sagte, es ist der Adel der ersten Menschen in dem Worte, da schon Moses sagt:

Er schuf den Menschen ihm zum Bilde, und er schuf sie ein Männlein und ein Fräulein.

Herr Tobis schüttelte den Kopf: Ein adlich Mägdlein, sagen sie Herr Sekretär, ein Frauenzimmer von Geburt, das scheint mir doch nichts erklärt, und heißt eben ein Fräulein ist ein Fräulein, und giebt keinen Unterschied an, denn das Mädlein eines Generals von bürgerlicher Geburt, ist eben auch ein Mägdlein von hoher Geburt, und doch nicht adlich.

Und eine Person in erhabenem Sinne kann ich mir nicht denken, ist ein Unding, ein Wesen, halb Engel und halb Vieh.

Ja, ja, sagte der Sekretär, das ists eben, sehen sie eine unserer Damoiselles gegen ein Fräulein, die Feinheit des Gesichts, die Weichheit der Theile und das Aristokratische eines adelichen Weibes vor einem bürgerlichen! —

Das ich nicht sehe sprach Herr Tobis, manches Mädchen würde ein Fräulein in Ansehung dieser Eigenschaften zu nennen seyn, wenn sie nichts arbeiten dürfte, blos an sich putzen, und

Kammermägdleins genug, die den Staub vom Angesichte wischen.

Und manches Hängerweib hat mehr Aetherisches, als manche adeliche Dame, mehr Geist, mehr Klugheit, mehr Einsicht, mehr Kenntniß, und im ganzen einen adelichen Kopf, wenn auch keinen adelichen Leib.

Und dann ist Schönheit dem Adel eben nicht vorzüglich eigen, es giebt wahrlich rechte häßliche Fräuleins, die keine Muster der Schönheit abgeben möchten.

Der Secretär ward stumm und sagte: er hat aber keine adeliche Sinnen zum Sehen, und ihm fehlet der Kennerblick.

Herr Tobis sagte: Es wäre möglich, denn, wenn ihm einer sagte: was ihm fehlt, das ließ er gerne geschehen, und glaubte es auch, wenn er es nicht war, und suchte sich zu bessern.

Ein Signum excellentiae, multiplicatorium, sagt der Herr Rector, fuhr er nach einer Pause um, dann sollte aber das Diminutivum nicht stehen, das verringert, wie ich weis, und mancher adeliche Rittersitz hat eben nichts Excellentes, und der Majestäten giebts gar wenige in dieser Classe, es müßten denn die Staatsminister seyn, die statt ihrer Herren den Scepter führen, aber dann kann das Fräulein nichts davon besitzen, es müßte denn mit regieren helfen, und dieß könnte

sich doch nur etwa bei ihr denken lassen, wenn sie Mätresse des Fürsten wäre, und dann wäre sie ja kein Fräulein mehr.

Der Rector ärgerte sich, daß er so albern gewesen, und dieß nicht überlegt, und gab Herrn Tobis Recht, der noch ein Und hinzusetzte: Und Herr Rector, sagte er, dann wäre die Mätresse des adelichen Herren ja so viel als sein Fräulein, und doch ist sie nur bürgerlich gebohren.

Und er sagt, es klingt schön Herr Cantor, dagegen hab ich nun nichts, aber sieht er, Demoiselle und Jungfrau klingt auch schön, und doch ist eine Demoiselle kein Fräulein, und ein Fräulein keine Jungfer.

Und warum sollte Jungfrau nicht schön klingen! — Sieht er, wenn er sagt Hure, klingt häßlich, und Jungfrau schön, so laß ichs gelten. Alles was einen üblen Begriff, eine häßliche Idee in sich schließt, ein schlechtes Mädchen, einen lasterhaften Jüngling bezeichnet, klingt häßlich, und jeder rechtliche Mann wird sagen: Pfui Teufel — aber was ist schöner, was ist göttlicher als der Name, Jungfrau in seiner ganzen wahren Bedeutung; ich sehe eine Frau vom Himmel herabsteigen, mit allen Reitzen einer Engelsschönheit bezeichnet, und bin ich ein Abgesandter, und kenne ihren Charakter nicht,

so würd ich sie nimmermehr anreden, Fräulein oder gnädiges Fräulein, sondern weit anständiger und erhabner, wie die Alten thaten: Göttliche, oder schöne oder reitzende Jungfrau.

Also wiederum kein Vorzug, kein Unterscheidungszeichen vor den andern Namen.

Und sagen der Herr Pfarrer dem Uebersetzer des Moses nach, und nennen mir ein Männlein und ein Fräulein schon in den ersten Urkunden des Menschengeschlechts, so giebt es gar keine Demoisells und keine Jungfrauen, sondern lauter Fräuleins, denn von der ersten Mutter stammten alle andre Mütter ab, und was die erste ein Fräulein, so ward sie als des gnädigen Herrn Adams Gemahlin, hernach gnädige Frau und ihre Töchter, die ziemlich zahlreich müssen gekommen seyn, lauter gnädige Fräuleins.

Und sobald der Adel von Adam anfängt, Ehrwürdiger Herr, so läßt sich auch keine Mißheirath denken, die etwa die Art verdorben hätte, sondern es müssen lauter Junkers geblieben sein und lauter Fräuleins.

Und als die Sündfluth kam, ertrank kein Bürgerlicher, sondern lauter Adeliche, und in Noahs Arche waren auch lauter Adeliche, und die Welt so nach und nach wieder besetzt.

Und denn hat nach Moses, dann keinen gnädigen Herrn geschaffen, sondern blos ein Männlein.

Und wenn ich jetzt einen adelichen Herrn ein Männlein, so nimmt er mirs übel, denn jeder will einen Mann machen, und Mann heißen, und ich verdenk es dem nicht, der männlich zu handeln gewohnt ist.

Und keine gnädige Frau giebts denn gar nicht, sondern blos Fräuleins und nichts als Fräuleins, und das wäre wahrlich das Beste, so hörte der Rangstreit auf unter den Menschen, und keine Demoiselle oder Jungfer begehrte ein Fräulein darum weil sie ein Fräulein ist!

Der Pfarrherr, der eine Schwester hatte, die gnädige Frau hieß, und deren Mägdleins man Fräuleins nannte, sagte: Nein, nein, Herr Tobis, das wäre nichts, und würde daraus Unordnung entstehen.

Und Herr Tobis sprach, wenn sie meinen, Hochwürdiger Herr, so mags beim Alten bleiben.

Aber nun, was ist der Unterschied eines Fräuleins von einer Demoiselle oder Jungfrau?

Ein Fräulein ist mehr Ding als Person, ich meine den hohen Adel, der sich was einbildet.

Sie sind nur zum Anschauen da, nicht zum Arbeiten, nicht zum Wirken in ihrer Sphäre.

Sind verzärtelt von der Wiege an, und von zu seinem Ernste gewöhnt, als daß sie die Pflichten und die Lasten der Gattin und Mutter erfüllen könnten. Daher haben die adlichen Herren noch nebenbei Mätressen nothwendig.

Ein Fräulein, sagte ein Satiriker, ist ein kleines Weib, eine Spielpuppe von ihrer Wiege an.

Ein Fräulein unterscheidet sich ferner von einer Demoiselle, daß sie mit keiner andern, als eben mit einem Fräulein Umgang pfleget, in einer Art von Egoism, ihre Art nur, auf der Welt zu achten.

Und dieß ist ein böses Ding, und daher haben sie den Spottnamen gnädiges Fräulein erhalten, das keine leiden sollte, und den die vernünftigen nur darum noch leiden können, weil sie eben im Besitze sind, und philosophische Betrachtungen hassen, und Unvernünftige, weil sie meinen, es sey geeyfert.

Aber es ist nichts, so wie es keinen gnädigen Herrn gibt, als den Herrn über den Wolken, und der läßt sich nicht einmal gnädiger Herr nennen, nicht Eminenz, nicht Excellenz, sondern guter lieber Vater hört er am liebsten.

Ein Fräulein unterscheidet sich ferner von einer Jungfrau, daß sie die erste neue Mode führt, und von ihr erst die Jungfrau oder De-

moiselle das Brazidse im Anzuge lernt, wo sie dann schon wieder etwas Neues hat.

Ein Fräulein unterscheidet sich ferner in der Sprache, der Ton ist immer eine Octave höher, und die Aussprache reiner und Pathos im Ausdrucke, der sehr oft affektirt wird, und schön heißen soll.

Ein Fräulein sollte wenigstens immer hundert tausend Thaler zu kommandiren haben, um einen honetten Hofstaat zu halten; denn es thut dem Auge nichts weher, als wenn eine Person sich etwas einbildet auf nichts, wenn man wartet und frägt, was denn ausgeläutet wird, und nichts erscheint.

Ein Fräulein sollte an Freundlichkeit und Humanität alle ihre andern Schwestern übertreffen, und darin ihren Adel zeigen.

Sie sollte ihren Körper natürlicher gewöhnen, Arbeiten gewöhnen, um einst eine gute Mutter, eine gute Wirthschafterin zu werden.

Ein Fräulein sollte der Kern aller Mädchen seyn, und dann erniedrige sich immerhin der Mann vor ihr, und sage gnädiges Fräulein! —

Und welche sind schon von diesem schönen Muster zu finden, wir haben schon rechte adliche Familien, die der Mann mit Vergnügen wie Zorn verehren möchte.

Wo sie sind, da ists einem wie in einer andern Welt, es ist das Rohe, das Menschliche ganz fein an ihnen aufgetragen, und so etwas Edles und Hohes in ihrer Bildung, der recht Adel der Seele recht deutlich zeigt. Und so sollte sich jedes Fräulein unterscheiden von einer Demoiselle, und von einer Jungfrau.

Das Wörtlin Demoiselle gehört dem bürgerlichen Adel zu, und ist ein Prädikat, das wiederum etwas zum Rathen darbietet, und ich will sehen, wers am besten trifft, wie sich dieß Wort von den Zweien unterscheidet.

Eine Demoiselle, fieng der Sekretär wieder an, ist unterschieden von einem Fräulein darin, daß sie ihren Geburtsort nicht in ihrem Namen nennt, nachäffet, und sitzen mit Geschmack, ihre eigne Gattung nicht leiden kann, sondern recensirt und ausgehirt, wo sie nur eine ihres gleichen erwischen kann über einen neuen Rock, ein noch nicht gesehenes Kleid einen halben Tag schwatzen kann, und die Fähigkeit besitzt, den guten Namen, und die Ehre einer Nachbarin, einer guten Freundin dazu, ohne Ursach blos der üblen Aussicht wegen auszustreichen und herumzuziehen, die sich des Tags wohl zehnmal anzieht, und das Quecksilber vom Spiegel herunterschaut, bis er saget, daß sie schön sey, und die die üblichen

Herrn gern hat, da selten ein Fräulein mit hundert tausend Thalern einen Bürgerlichen zum Mann nimmt, wohl aber eine Demoiselle einem lustigen Landjunker ihr ganzes Vermögen mit Vergnügen zuführt, wenn sie nur gnädige Frau wird.

Herr Tobis lächelte, denn der Secretär war vom Adel, und wuste von seinen Antipoden viel zu erzählen, doch schwieg er, und hörte den Rector an, der sagte:

Eine Demoiselle unterscheidet sich von einem Fräulein darinn, daß sie mehr Natur hat und zeigt als letztere, übrigens die allgemeinen Fehler des Adels, Rangsucht, Ehrsucht, Putznarrheit mit treibt, und ohne sie nicht leben könnte.

Der Kantor sagte: Es ist ein verdammtes Wort, und zeigt den Werth der Gattung an, ist mit einem Ballen Zitz von Frankreich herüber gekommen, und da trennten sich die Rathstöchter, die Pfarrtöchter, und überhaupt der Honoratioren Töchter von den Jungfrauen, und nannten sich Demoiselles, sind keine Jungfrauen, sondern ein bischen Allerlei in einem Blumentopfe.

Und der Pfarrer sagte, Demoiselle ist in der bürgerlichen Gesellschaft das Fräulein, und hat die Namen schön, galant, fein, englisch, göttlich, und weil Ordnung und Unterscheid der

Stände sein muß, so billige ich es gar sehr, daß dem also ist, und wünschte ich, daß die Rathstöchter, wenn eine einen Vater hat, der sein Handwerk ein bischen ins Große treibt, sich nicht gleich vom Teufel verführen lasse, und zu hohe Hauben trage, oder alle Tage frisirt gehen.

Es sieht so gar garstig aus, wenn eine Demoiselle ein Fräulein agiren will, keinen Busen hat, und halb nackt geht, oder einen Flor um ihr Gesicht hängt, das nimmer verdorben werden kann.

Herr Tobis hatte viel zu lachen über diese Bemerkungen, und fand sie viel wahrer und besser, als die über den Adel.

Was den Herrn Secretär betrifft, so ist er zu voll von Affect und Bitterkeit, und verräth seinen Stand.

Eine Demoiselle weiß sich so gut zu kleiden, wie ein Fräulein, und eben so geschmackvoll, nur nicht so bald bringt sie neue Moden, weil sie mehr Haushaltungsgeschäffte hat.

In Ansehung der Urtheile über sich selbst, sind sie schlimmer wie der Adel, und sehr zu fürchten, und das wäre die erste Nummer.

Eitel sind sie, wie eben die Fräuleins auch, doch sind sie in Federbüsche mehr verliebt als diese, und dem Militär so gewogen.

Sie sind im Ganzen weniger enthaltsam, und haben weit mehr Sünderinnen, als die Fräuleins, wo der alten Jungfern, wie man sich ausdrückt, noch am mehrsten rein und lauter gefunden werden.

Der Herr Rector mag recht haben, daß sie größtentheils der Natur getreuer bleiben, wenigstens nicht den Anfang machen, nicht der Ton angeben, sondern erst, wenn die alten Mütter und Großmütter über die närrische Weltgeschrieen haben, in der verschrieenen Narrenkappe erscheinen, und dann von den Recensenten, nachdem das Objekt sich ins Subjekt, in das Subjekt versteckt hat, beliebäugelt und gepriesen werden.

Der Herr Cantor ärgert sich über den französischen Namen, und nicht mit Unrecht; diese Menschenklasse sollte nicht was besonders haben wollen, sondern den Namen der Jungfern behalten haben, denn sie legen einem das Wort in den Mund, daß es gar keine Jungfern mehr unter ihnen gäbe, und das wollen sie wieder nicht leiden — sondern, ich weis mich zu bescheiden, und man darf mir den Mund nicht zuhalten — eben Demoiselle.

Und mit dem französischen Namen kamen auch französische Sitten und französische Laster unter die Demoiselle, und was soll endlich draus werden! —

Also das ist eine Wahrheit, aber kein Unterschied, denn die Fräuleins machen's nicht viel besser.

Aber der Herr Pastor hat Recht, wenn er sagt, die Demoisells sind die bürgerlich Adlichen, und dadurch unterscheiden sie sich, daß sie nicht gnädig, sondern schön heißen wollen.

Die häßlichste fragt nimmermehr den Spiegel, ob sie nicht häßlich aussehe, sondern wie schön! —

Galant muß das Frauenzimmer seyn, und eine Demoiselle ohne Künste der Galanterie ist eine Antiquität, die man hinter den Ofen stellt, soll klingen alle ihre Worte, alle ihre Scherze in den Ohren des Mannes, der einmal, wie der gute Christ seinen Glauben, seine Sinne gefangen nimmt, weil er der Leidenschaft gehorchen muß, englisch und göttlich schreit der vernarrte Liebhaber, der Mann von Welt, der junge Herr, nach der neusten Mode, der Schmetterling, der Dichter, der Schmeichler, der Schmarotzer, und wie die müßigen Brüder alle heißen mögen.

Und noch sind einige Bemerkungen übrig über die Demoisells, die mögen vom Wirthe gemacht werden, obgleich Herr Tobis von denen Demoisells gar nicht viel wissen will, denn eine Demoiselle hat ein flinkes Mäulchen, und so

censirt ärger als der seelige Kloz, der noch manchmal aus dem Grabe heraus schreit.

Die Demoiselle also streichen sich nicht so gerne, wie der hohe Adel, mit rother Farbe an, wenn sie abgeblüht sind, sondern ergeben sich früher den Angriffen des feindlichen Geschicks, des Alters.

Die Demoiselle bleiben immer gerne im Frühlingsalter stehen, und wenn man ihnen auch den Herbst schon ansieht, so sind sie viel zu eigensinnig, viel zu fein, es zu gestehen; sondern geben allerley Einflüsse der Witterung, des Climats und so weiter an; weil sie mehr Natur haben, so sind sie auch witziger und bißiger als die Fräuleins.

Und so könnten wir sie verlassen, und mit der Bemerkung, daß sie gerne eine schiefe Seite verheimlichen, einen Höcker verbergen, eine Folge der Ausschweifungen in der Liebe der Freundinn nicht gestehen, bis die Zeit den Vorhang öffnet, gehen wir zu denen Jungfrauen über.

Die Jungfrauen, begann der Sekretär, sind von den Fräuleins und Demoiselle darinn verschieden, daß sie niedere Hauben tragen und niedere Sitten. Sie zeigen eigentlich den Charakter des Mädchens, den die andern unter der Decke der Politesse verheimlichen, und erheirathen gar zu gerne eine hohe Haube, und nehmen Mätressen Dienste mit innigem Vergnügen an.

Bei ihnen artet der Stolz gar leicht in Albernheit aus, denn sie können nicht viel vertragen, die Eitelkeit in Pomp und Pracht, der nicht steht, und geht ein bürgerliches Mädchen nicht frisirt, so muß es wenigstens bei einer Taufe, wo sie Jungfer Gevatterin heißt, oder bei ihrer Hochzeit seyn, wo sie dann von den Demoisells und den Fräuleins belächelt werden, weil sie nichts gleich sehen, und weil das schönste Gesicht dadurch verdorben wird, daß keine Einheit in diesem Putze herrscht, sondern halb vornehm, halb gemein ist.

Die Liebe wird gleich bei ihnen Leidenschaft, volle Leidenschaft, und dauert's lang, niedere Leidenschaft, die nimmer um Ehrbarkeit sich bekümmert.

Und doch ist der Name Jungfer bei ihnen ein Wörtlein, das keine der andern zueignen will, sondern jede meint, ihre Freundin sey keine der Enthaltsamen und nehme mit! —

Und kommen solche Fälle vor, so wird gewaltig geschrieen, und die, welche es angeht, darf sich immerhin fein zu Hause halten, und nicht eher Lerm blasen, bis die Natur es fordert, denn sobald getauft ist, ist's vorbei, und die Jungfer erscheint so ehrlich wie zuvor.

Der Rector sprach: Jungfer ist von Fräulein und Demoiselle darinnen verschieden, daß sie

sich als eine halben dienstbare Classe betrachtet und in den Stand der Freiheit zu kommen glaubt, wenn einer von ihr eine Demoiselle bekommen könnte, das heißt, wenn sie Schuster oder Schneider ist, oder richtiger, wenn der eine Demoiselle heirathen sollte, sie in diesen Stand erhebt.

Da wissen sie sich im ersten Ehejahre nicht drein zu finden, und machen so tolle Sprünge im Reden, denn eine Jungfer spricht nicht so gut als eine Demoiselle, und in der Tracht, denn eine Jungfer geht nicht frisirt, und trägt keine Schleyerkleider, keine Hüte, und trägt auch den Leib nicht so steif, sondern nachläßiger.

Und nun kommen so gewaltige Versöße vor, wie bey einer Demoiselle, wenn sie gnädige Frau wird, wo sie sich gar nicht einbilden kann, wie sie auf einmal so gnädig geworden ist, und vor lauter Entzücken nicht von dem weichen Sessel kommen kann.

Der Cantor sagte, eine Demoiselle singe besser als eine Jungfer, die lernt höchstens ein Liedchen, während eine Demoiselle auch ein Fräulein sich im Concerte hören lassen kann, auch lernt sie das Clavier nicht, wie die Demoiselle und das Fräulein, und kann daher auch nicht mit dem Grace und mit der Fertigkeit tanzen, wie jene, zu geschweigen englisch gar nicht, sondern höchstens ein deutsches Tänzchen.

Und der Herr Pfarrer sprach: eine Jungfer ist eine bessere Christin als das Fräulein und die Demoiselle, und beichtet öfters, das die feinere Classe gar nimmer will nothwendig haben, und ein ehrlich Mädchen, das nicht ganz verwahrloset ist, ist mir lieber als eine Demoiselle und ein Fräulein.

Herr Tobis lächelte und ermahnte den Pfarrherrn, daß er ein Witwer sey, und eine junge Haushälterin habe, und meinte, er habe abgebeten. Und alle Abstraktionen verlangen genaue Kenntniß des Gegenstandes, und ein geistlicher Herr, und ein Mann der eben Sinne hat, wie ein anderer, sollte ein bischen mehr an sich halten, und nicht so tiefe alliegende Philosophieme machen.

Der Pfarrherr machte ein heiliges Gesicht, und sagte, Herr Tobis, mein Leben zeuget nichts Böses, und ich darf mich sehen lassen, und meine Beichtkinder, die muß ich doch kennen.

Und hab ich gleich keine Hausfrau, so hab ich doch eine gehabt, und war eine Demoiselle, und machte mir eine üble Ehe, denn sie hatte noch mehr Fehler, als ich hier gehört, und war mehr noch als Demoiselle, und schlimmer als ein Fräulein, und verliebter als eine Jungfer und —

Stille, stille, Herr Pfarrer, sagte Herr Tobis, lasset die Todten ruhen, und bedenket, daß alle Classen eben ihre großen Fehler haben, so wie die Männer auch.

Und wollen sie ihre Jungfrau, die ihnen noch besser scheint als ein Fräulein und als eine Demoiselle zur Frau nehmen, so hüten sie sich vor gewissen Fehlern, die allen edleren Genuß des feinen Mannes vernichten, die in dem gemeinen Weibe nimmer zu vertilgen sind, die der Gattung eigen sind, und dem Manne in der Folge traurige Tage machen.

Der Pfarrer lächelte, und seine Haushälterin ward sein Weib! —

Der Mann, der keinen Kopf hat.

Ist Schade, sagte der Rector, ist sonst so ein braver Mann, so ein guter Gesellschafter, daß er zu seinen Amt so wenig Kopf hat, daß ihm seine Geschäffte so sauer werden, daß er Nächte sitzen muß, um sie nur nothdürftig auszurichten, daß er beständig Verweise hören muß von seinen Obern und — endlich grämt er sich wahrlich noch zu todt.

Wollte mir Einreden gefallen lassen, sagte der Amtmann, aber von so einen Dummkopf, das ist wahrlich nicht erlaubt, und ein ehrlicher Mann wird dieser Händel müde.

Wenn ich nicht wüßte, daß der Mann Kopf hätte, sagte der Sekretär, so wollt ich nichts sagen, daß man ihn abgewiesen, aber seine tollen Examinatoren.

Er muß studieren, sagte der Schulrath, er hat Kopf, und solche Leute sind zu gut zu einer Profeßion.

Der Mann hat ganz ohne Kopf gewirthschaftet, sagte der Kaufmann, er müßte sonst ein vermöglicher Mann seyn.

Und so ein Dummkopf wird mir vorgezogen, sagte ein Candidat, der klug heißen wollte, und sich schon Pfarrherr titulirer ließ! —

Sein Sohn ist von der Natur verwahrloset, sagte der Conrector zu einem Bürger, der es nicht glauben wollte, laß er ihn beim Handwerk.

Ein wohlweiser Rathsherr seufzte, ein Bürger und ein Mann, so ganz ohne Verstand! —

Ein dummer eingebildeter Geselle, sagte der Pfarrherr, man muß ihm was zu Gute halten, ein anderer hätte mirs nicht thun dürfen.

Er ist dümmer als unsere Kinder, sagten die Bauern, die einen neuen Schulmeister bekommen hatten, und Klage führten.

Der Mann ist zu fein für das Collegium, sagte der Geheimschreiber, sie verstehen ihn nicht, und er sieht zu viel.

Die Frau ist schön, sagte ein junger Herr, aber herzlich dumm! —

Stolz und dumm, sagte einer lächelnd, schrieb Herr Cadavet einem Fräulein, die ihm ihr Bild schickte, und recht klug aussehen wollte.

Die Frau hat Kopf, sagte ein anderer, an ihr ist ein Mann verlohren, und sie ist zu gut für ihn.

Er heißt Cajus Dummhut, wenn ich Dirs deutsch sagen soll, sprach der Apotheker zu Herrn Tobis, ist ein Mann ohne Kopf! —

Herr Tobis, der nicht gern eher philosophirte, bis er alles recht begriffen hatte, wunderte sich gewaltig über diese Reden, die er sich nach und nach hörte, und griff wohl hundertmal nach seinem Kopf, und war zufrieden, wenn er nur seine Nase wieder fand, und dachte: es muß ein schlimmer Handel seyn, wenn man keinen Kopf hat, und ich gäbe den meinen um viel Geld nicht weg.

Aber ein Mann ohne Kopf! — hab doch jeder immer einen kleinen oder großen Kopf herum tragen sehen, und einst war ein vornehmer Philosoph bei mir zu Gast, und die Herren sagten: Ein großer Kopf!

Und ich maß den Meinen darnach, und war der meine um ein gut Theil dicker und feiner! —

Und als mich der Stadtrichter bemerkte, und mir in die Seele schaute, sagte er: Herr Tobie; Herr Tobis, da fehlt viel, und er brauchs noch ein längeres Maaß.

Der Stadtphilosoph machte Herrn Tobis erst aufmerksam auf die rechte Bedeutung.

Sieht er, sprach er, die zwei Gläser sind einander gleich, aber in dem einem ist Wasser, in dem andern ist Wein! —

Sein Kopf ist gröſſer als des Philosophen Kopf, aber seiner ist ein Wirthskopf, und dessen ein Philosophenkopf.

Aber doch bleibt meiner immer ein Kopf, sagte Herr Tobis furchtsam?

Ja, ja, sagte dieser, er hat einen Kopf, wie alle Menschenkinder, nur ist in des Philosophen Kopf hohe Weisheit verborgen, in dem seinigen ist blos die Werthstafel angemahlt, und die Nummern in seinen Krüglein.

Dort ist Korn und gute Frucht, in den Seinen Heckerling oder Spreue, wo nur hin und wieder ein Körnlein, das man gemeinen Menschenverstand nennt.

Also was drinn ist wird nur gemessen, sagte Herr Tobis, und das ist Speckereiwaare, sagte er lächelnd dazu, und keine Schnittwaare; aber dann sollte man auch nicht sagen, ein kleiner Kopf, ein kleiner Kopf, sondern lieber ein schwerer, ein gewichtiger Kopf, oder ein leichter, ein Federball! —

Und auch das, fuhr er wieder auf aus seinen Gedanken, auch das ist nicht recht, denn nun kommts darauf an, was schwerer zu tragen ist, Weisheit oder Thorheit, Verstand oder Unsinn.

Da war ich heute im Irrenhause, da kam ein Mann daher getreten, der warf den Kopf

hinunter, und geberdete sich so hochtrabend, daß ich meinte, er sey der Aufseher vom Hause, und meinen Hut tief abzog.

Da stand ein klein Männlein neben mir, und sagte: warum zieht er denn vor den Narren den Hut so tief herunter?

Narren? — sagte ich verwundernd, ich dachte es sey ein Edelmann oder sonst ein Vornehmer.

Ein bloßer Narre, sagte der Mann, der sich alles zu seyn einbildet, und vor lauter Dünkel die Erde nimmer kennt.

Er meint, sein Kopf gehe nicht in die Welt, und klagt immer über Kopfweh, denn er meint, die ganze Welt ruhe auf ihm.

Hm, sagte Herr Tobis, und schaute sich weiter um; da kam denn einer daher, der schaute immer auf den Boden, und sprach mit sich selbst, machte Kreise in den Sand, und blieb stehen, und that so tiefsinnig, daß Herr Tobis ihm weit aus dem Wege gieng, und den Hut abermals zog.

Ist wieder ein Narre, sagte der Aufseher, der meint, er habe seinen Kopf verlohren, und sucht ihn mit der Laterne, am hellen Tage, und kratzt ihn in den Sand, und sagt immer: So hat er ausgesehen, so groß war er, war ein Platos Gesicht, eine griechische Nase, eine genialisch gebogene Stirn! —

Herr Tobis ward unzufrieden mit sich selber, und mit seinem schlechten Späherblick, aber noch unzufriedner ward er jetzt über des Stadtphiloſophen Erklärung.

Das sind Narren also, sagt er, tragen noch weniger als Stroh, Wasser im Hirne, und doch ist dem einen der Kopf so schwer, und der andere hält den Hals so steif, und bildet sich ein, er habe viel darinn.

Da ist der Advokat ein Mann, der immer tausend Processe im Kopfe hat, und klug ist in seinem Fache, der fährt auf der Straße mit dem Kopf herum, und schaut zu allen Fenstern hinein, und braucht des Jahrs mehr als ein Dutzend Hüte, denn er ist gar höflich, dessen Kopf ist nun federleicht, und doch ist viel drinn, und er thut als hätt er gar nichts zu tragen.

Da ist der Stadtburgermeister, der darf nur ja sagen, und sagt auch selten nein, hat, wie die Leute sagen, wenig im Kopfe, und doch thut er so, als wollte er ihn fallen lassen, und als läge die ganze Stadt darinnen.

Hale! ein guter Kopf, wenn man sagte, oder ein schlechter Kopf, das wäre, glaub ich, das rechte, in diese Definition paßten alle hinein, und es bekäme dann jeder sein Plätzlein, je nachdem es verdiente.

Der

Der Stabtphiloſoph, der von Definitionen wenig wuſte, und ſich auch nicht lang darüber beſann, und der mit dem halben Ohre zugehört hatte, hatte nichts dagegen, und meinte kurz man könnte die Köpfe etwa nummeriren? ſo verirrte man ſich weniger; und Herr Tobis wars auch zufrieden, denn die Nummern waren nur eine Zugabe zu ſeiner Definition, und der Goldſchmidt, der gegenwärtig war, brächte die Goldwage in Vorſchlag, und meinte, man könnte dann auch fragen, wie viel löthig, und bekäme das Ding am erſten heraus, und Herr Tobis meinte nur: bis man einen Kopf auf die Wage brächte!!

Und nun war er in ſeiner Sphäre, und meinte, vermöge ſeiner Lebenspraxis etwas Kluges ſagen zu können.

Iſt gut für ihn, ſagte er zum Rector, als dieſer über ſeinen Mäcen klagte, iſt gut für ihn, daß er ſo wenig Kopf hat!

Wie ſo, ſagte der Rector, er ſpricht doch wie im Traume.

Hätt er viel Kopf, ſo thäts ihm weh, daß er nicht zum Miniſter geſchaffen worden iſt, er fände überall Dornen, überall etwas zu erinnern, und käme nicht aus den Verweiſen, denn die ſchlechten Köpfe könnten es nicht anhören.

Und ein schlechter Kopf weis sich bei Vorwürfen zu benehmen, er ist gewöhnlich nicht fein, und kann etwas vertragen.

Da seh' er, der Cantor nun hat kein musikalisches Gehör, und sein Vorfahrer war ein Mann, der auf der Orgel seines Gleichen suchte; da dieser kam, schrieen die Leute! Ach das Gott, das ist ein Geheul, der Mann verdirbt einem das Gehör, und ist gar kein Lied dabei zu singen. Dem Cantor verdroß das Ding noch: denn er vermeinte es recht gut zu machen, nun er äußerte sich gegen einige, die sich vor ihm fürchteten, und lernte gewaltig darüber.

Die sagtens wieder, und endlich glaubte man ihm, ob er gleich bis auf den heutigen Tag noch keinen guten Choral spielen kann.

Zu tod grämt sich so ein Männlein nicht, dem schmeckt Essen und Trinken, und die Einreden, die man ihm macht, hält er endlich für unnöthig, und horcht nur auf einem Ohre; ja ich kannte einen, der meinte endlich, er habe sich selbst diese Opposita gemacht, und diesen Flauß gegeben, und wisse Niemand davon, obs gleich alle Welt wußte, und der Esel ihm auf den Rücken gemahlt stand.

Der Amtmann klagte wieder über seinen Obern, der klüger als er sein wollte, und ärgerte sich über seine Albernheiten.

Warum ärgern, sagte Herr Tohls? das verlohnt sich der Mühe wahrlich nicht, sich über eines andern leichten Kopf zu ärgern? ich danke Gott, daß ich ihn nicht trüge.

Ja er hat Recht, sagte der Amtmann, er hört das Ding nicht mit an, aber ich, ich muß seine Sottisen verschlucken, muß unschuldig leiden.

Nicht doch, Herr Amtmann, der Apostel sagt: Ertraget die Narren gerne, dieweil ihr klug seyd! — ein satyrisches spitziges Gesicht dazu gemacht, und künstliche Fragen an den Tadler gethan; lernt der arme Teufel seinen Mann kennen, so bleibt er so davon, und erinnert nichts mehr.

Er ist einmal über sie gesetzt, muß Einreden machen von Amtswegen, was kann er davor, daß sie nicht besser ausfallen, er kann die Natur nicht ändern, schwach bleibt schwach in alle Ewigkeit.

So will ich ihn verklagen, sagte der Amtmann, und der Regierung Beweise geben.

Da werden sie eine Menge Feinde bekommen, will lieber einen guten Kopf verklagen, als einen schlechten, der erstere sinkt frühzr unter, aber ein schlechter hat zu viele Brüder und — sie wissen ja wohl, wie es zugeht, man glaubt

ihnen nicht, und der Mann bekommt öffentlich Recht.

Nein, nein, sagte der Amtmann, und folgte seinem Kopfe, und er kam so davon, wie's Herr Tobis gesagt hätte, bekam noch Verweise, und mußte abbitten, und öffentlich sagte man, er sey ein stolzer Mann, ein Schwachkopf.

Herr Tobis sagte nichts weiter, denn der Mann dauerte ihm.

Der Mann hat also Kopf, Herr Secretär, fragte Herr Tobis.

J, ist ein Genie und abgewiesen, abgewiesen! —

Hm, sagte Herr Tobis, ein Genie trägt einen eignen Kopf, manchmal einen großen, manchmal einen kleinen, manchmal auch gar keinen.

War er zu groß, ja, so war er Schuld, die Herrn konnten nicht hinauf langen, er hieng zu hoch, und er hätte ihn herunter lassen sollen.

Das muß ein guter Kopf können, der muß glänzen, in jedem Saale und jeder Versammlung.

War er zu klein, nun, so hegte er freilich nicht die rechte Meinung von seinen Prüfern, und sah sie etwa nur für Schuster an, da es doch keine Kugeln sind, was wunder, wenn sie einander nicht begegnen konnten, und er immer mitten durchlief.

Und so ist es auch, wenn der Herren Köpfe zu klein waren, es war kein Zusammentreffen möglich, und kam der eine erst an, wenn der andere längst zu Hause war.

Aber wie kann man sich sichern vor solchen Leuten, die gar keinen Kopf haben, sagte der Sekretär?

Am besten damit, sagte Herr Tobis, wenn man meint, sie haben so große Köpfe, als wie selber; sie wissen wohl, zwei gleiche Größen vertragen sich am leichtesten, und kommen immer aus, oder auch sie für noch größer hält, als man selbst ist, dann gibt man sich Mühe ihnen näher zu kommen, und die Eigenliebe und der Stolz bekommen die wenigste Nahrung.

Dann wird man nicht verdrießlich, Kleinigkeiten aufzuhellen in den Köpfen, die jene für Wichtigkeiten ansehen.

Herr Sekretär, man darf nicht überall seinen Kopf tragen, oder denselben an alle Orte mit hin nehmen, manchmal blos eine Form, und ich schätze den Mann, der manchmal die Rolle eines Dummkopfes spielen kann, und nicht immer leuchten will.

Studieren, sagte ihm der Schulrath. Herr Pathe, studieren muß er, sagt der Schulrath, weil er Kopf hat, und weil solche Leute zu gut

zu einen Handwerk seyen, ums Himmelswillen nicht, es ist sein Verderb.

Aber Herr Pathe, warum nicht? Ihm kann ichs nicht sagen, er ist noch zu jung, aber schick er mir seinen Vater.

Der Vater kam, und wunderte sich, denn er hat von seinem Sohne eingenommen, und die Mutter sah ihn schon auf der Kanzel parodiren, und seine grauen Aeltern für alle Sorgen und Mühen trösten.

Gewiß wieder Streiche, Herr Tobis, mein Sohn ist ein guter Kopf und —

Und fiel Herr Tobis ein, und eben darum, weil er gut ist, sollte er nicht studieren.

Es ist seit geraumer Zeit Mode geworden, daß man lauter schlechte Köpfe gesehen hat, und wie würde da ein guter, ein feiner Kopf durchdringen können.

Die schlechtesten Köpfe haben die Stipendia, frag er nach, und er wird finden, es wird hart gehen, daß er etwas bekommt.

Ein schlechter Kopf nimmts nicht übel, wenn er dann einst von Dummköpfen herum gestoßen wird, aber ein guter, ein feiner Kopf bedauert die unglückliche Stunde, die ihn auf den Einfall gebracht, ein Gelehrter oder ein Staatsdiener zu werden.

Je ungelehrter, je dummer, desto besser, und nach unsern Einrichtungen ist man zu einem Dienst gut genug, wenn man nur Jahre auf dem Buckel und gute Freunde hat.

Und dann ein Handwerker, ein Künstler braucht ebenfalls einen guten fähigen Kopf, und wird in seiner Sphäre mehr geachtet und mehr bezahlt, und lebt zufriedner und sorgenfreier, als ein Gelehrter.

Und hätt ich hundert Söhne, und wäre ein Talent glänzender als das andere, fuhr Herr Tobis fort, keinen ließ ich studieren.

Sein bischen Vermögen geht auf, und kommt er heim, so vermag er nichts über Ochsen und Eselérrivilegia, und muß zurückstehen, und warten und ein kümmerlich Leben führen.

Lieber Handarbeit, bloßer platter Taglohn, als das Zugpferd in einem Regimente, wo man halb todt geschunden wird, bis mans ein bischen leicht bekommt, und wo der Dumme überall hinaus sieht, der Kluge aber nirgends ein Ende findet.

Wirklich ist er ganz weg, Herr Nachbar, fragte Herr Tobis den Kaufmann, und ohne Kopf meint er, hat er gewirthschaftet, ohne Kopf? Hm! —

Nicht anders, sagte der Kaufherr, und blind eingegangen.

Und blind dazu, fuhr Herr Tobis fort, er irrt sich, mir ist das Männlein einigemale begegnet und schaute mir freundlich ins Angesicht, und hat ein paar große helle Augen im Kopfe sitzen.

Ja, sagte der Kaufmann, Augen hatt' er wohl, das leugne ich nicht; aber nur nicht zu gebrauchen wußt er sie, der Kopf fehlte, der Kopf!

Also, alles lag im Kopfe, und man sollte nun wohl sagen, der und der Kopf habe gefehlt, so spräche man richtiger; nicht so.

Nu, wie er will, sagte der Kaufmann, genug er ist weg.

Sein Kopf, fragte Herr Tobis?

Nein, nein, den Mann mein ich, als Hausherr mit Weib und Kindern.

Ein einziger Kopf also hat Weib und Kinder unglücklich machen können, das ist nicht fein.

So viel Freiheit sollte man den Köpfen nicht lassen, und die Köpfe der Familien sollten von dem Handelsstande immer gedeckt werden, was konnte die Frau davor, daß der Mann seinen Kopf verkaufte, und ohne ihr Vorwissen, da wären die weiblichen Freiheiten in Anwendung zu bringen, so litten doch nicht so viele darunter.

Und er hat den Dienst nicht bekommen, Herr Candidat?

Ach sagte der: kein Wort weiter! die Dummköpfe regieren eben, und ein ehrlicher Mann darf passen, bis es keine Esel mehr giebt.

Him, sagte Herr Tobis, er muß nicht gleich so wild seyn oder schimpfen.

Es giebt Stellen, wo ein kluger Mann gar nicht hinpaßt, er verkümmert ganz, ein Einfältiger frißt sich da satt, und hat keine Sorgen, keine Gemüthsunruhe, die ein Vernünftiger da hätte, und dann nennt er seine Vorgesetzten Dummköpfe, und meint sie zu schimpfen; aber nein, er sagt ihnen Elogen; denn ein Dummkopf weis accurat, wo er Dummköpfe ansetzen darf, und wo er kluge Leute braucht.

Freilich seltner werden sie gebraucht, aber er muß nur warten, und fort studieren, es wird sich schon geben.

Herr Vetter, sagte Herr Tobis, zu jenen Bürger, dessen Sohn der Conrector so zurückgesetzt, und für unfähig erklärt hat zum Studieren, weil er von der Natur verwahrlöset sey, laß er ihn immer hinaus und studieren. Die treffens am besten.

Ich sag's ihm, ich will nicht ehrlich seyn, wenn nicht zehn dumme vor einen klugen verständigen Mann unterkommen.

Laß er ihn nur fort, und tröst er sich mit andern; ich möchte des Correctors Sprüchlein umkehren, und sagen, zum Handwerk taugt er nichts, weil er zu dumm ist, zum Studieren ist er gut genug, man braucht solche Leute jetzt-ner Zeit lieber als andere, und die bekommen die besten Stellen.

Und werden früher versorgt, denn sie sind gewöhnlich unverschämt, und der Mann, der kleinen Kopf hat, ist mir lieber als der Mann der keine Beule hat, als der Mann, der bei stillen Kenntnissen zu viel Bescheidenheit besitzt, das mit Nachdruck zu fordern, was ihm von Rechtswegen zugehört.

Der Mann, der einen Platz nicht verdient, läuft sich die Füße halb weg, und schämt sich nicht unterthänige Diener zu machen, um einer armseligen Spende wegen.

Der Mann von Talent denkt sich ein Ideal von einem Staate, meint, er wird seine Leute kennen, wie er sie kennen sollte, und sie zu placiren wissen, und würde erröthen, wenn er erst denjenigen, die blos nach Verdienst anschellen sollten, zu Füßen zu fallen genöthiget wäre.

Was seufzet ihr über den Rathsherrn, der erst gemacht worden ist, liebe Bürger, sagte Herr Tobis, weil er keinen Kopf hat.

Er hat doch Ansehen, stellt einen Mann vor, hat Stolz und Würde, und gut zum Rathsherrn, hat ja Collegen, die etwas wissen werden, und heißt er gleich wohlweiser Herr, und ist es nicht, wer weiß wird ers vielleicht.

Da unten der junge Doctor ist ein wackers Männlein geworden, und hat nichts gelernt auf der Universität, und Geld genug umgebracht, und da er hieher kam, Menschen noch mehr. Und die Praxis hat ihn weiser gemacht, was nützte sonst die Erfahrung, wenn sie nicht ein wenig zusetzte.

Und dann bedenket, aus einem Dummkopf kann noch ein weiser Mann werden, aber aus einem Weisen nicht leicht ein Dummkopf, ein großer Vorzug! —

Ein eingebildeter dummer Soldat, sagen der Herr Pfarrer, der muß diese Eigenschaften haben, denn er muß paradieren, das kann ein kluger Kopf nicht.

Und was wollet ihr Bauern über euren Schulmeister, daß ihr saget, er sey dümmer als eure Kinder, ihr verstehet den Mann nicht, er ist klüger als ihr alle, und will nur behandelt seyn.

Ach, was sprechen die Bauern, Herre, er kann den Glauben nicht auswendig hersagen, wie

haben ihn überhört, und er will's den Kindern lernen.

Kein Schulmeister kann das, was er lehrt, sagte Herr Tobis ernsthaft, und wäre er vierzig Jahre im Amte, das darf gar nicht seyn.

Die Bauern dächten dem Dinge nach, und da Herr Tobis sagte, ein Schulmeister ist ein Mann, der fünf Sinne mehr hat, als ein anderer Mensch, hat sie aber immer ausgeliehen, und selten einen daheim, daher er auch wenig zu Hause zu treffen, so begaben sie sich drinn, und meinten es müsse so seyn.

Schön, aber dumm ist die Frau, sagen sie, sprach Herr Tobis zu einer Dame, die er kannte, aber wie kann man ihr das zur Last legen.

Sie hat den schönsten Kopf unter allen Weibern, und weiß ihn zu tragen.

Aber dumm, herzlich dumm, versetzte die Dame.

Ah, ein schönes Weib, muß auch eine schöne Seele haben, und was kann sie dafür, daß ihre Lieblingsfarbe nicht die Farbe der ganzen Welt ist.

Genug, sie gefällt sich, und das ist das Beste, das arme Kind dauerte mich, wenn sie ihre Dummheit einsähe, und sich grämte, und ihr

schönes Gesicht abhärmte, und eines mit dem andern verdürbe.

Die verstandeslose Schönheit, das Bild ohne Geist darf seine Farbe nicht verliehren, muß stolz aussehen, und setze Lavater auch: stolz und dumm! zur Silhuette des Fräuleins, so sage das Fräulein: aber doch schön, reitzend, göttlich, ein Engel! und tausend Liebhaber schrieen nach, und Lavater ist überhört.

Und, sagt der Apotheker gleich: Cajus Dummhut, so schaut man ihn drum nicht an, und die Dummheit sagt: Ich kaufe doch keine Nießwurz von dir, und komm ich, so ziehst du den Hut vor meiner Magnificenz tief genug ab!! —

Die Beichte.

So gar der lutherische Schulmeister rieb sich an dem katholischen Pfarrherrn, der immer die Woche einigemale in die Schenke kam, um von dem Wirthe die Weihe zu nehmen, denn er liebte einen guten Trunk. Der lutherische Pfarrherr war ein Feind der Polemik, denn er fand ihre Waffen viel zu schwer, um gegen die Ketzer zu fechten und zu gewinnen, und wußte sie nicht zu modernisiren.

Und der katholische Herr war ein feiner Streiter, und die Bauern in der Schenke merkten auf, und wurden irre im Glauben an ihren Pfarrherrn, weil er gewöhnlich in die Enge getrieben ward.

Der Schulmeister war ehmals Famulus bei Melchior Götz, und hatte viel von seinem heiligen Geister behalten, und nahm nun die Fahne, die sein Pfarrherr im Stiche gelassen hatte, und trug sie gegen den Feind.

Es war des katholischen Herrn Sitte, immer seine Stücklein von den Pfarrern der andern Kirche zu sammlen, und zu erzählen, denn

er meinte, ist das Haupt lächerlich, so fällt das Ganze.

Der Schulmeister kam von der Beichte in die Schenke, und der katholische Herr war schon da. Ist übles Wetter, sagte der katholische Herr, und, wenn ich Pastor wäre, ich möchte morgen nicht Beicht halten, die Wege sind böse, und schlüpfrig die Bahn, und ihr bringt keinen Reinen aus der Kirche.

Hm, sprach der Schulmeister, dafür laßt uns sorgen, Ehrwürdiger Herr, und sorgt nur, eure Glaubensgenossen brav ein, daß man ihnen die Reinigung ansehe.

Da hörte ich, sagte der Pfarrherr ein feines Histörlein.

Euer Nachbar da oben ermahnte seine Leute in der Beichte, sich nun rein zu halten, und nicht wieder in den Morast der Sünden zu fallen, und sagte: Ihr seyd unsaubere Geister, kaum seyd ihr gewaschen, so lauft ihr wieder dem Schlamme der Sünden zu, und thät Noth, man stenge die Wäsche von neuen an.

Nehmt euch in acht, und spottet nicht der Diener Gottes, ich will die Mörüste ausstrocknen, und sage jedem, der sich nicht warnen läßt, daß ich keinem mehr heraus helfe, keinem mehr abwasche, der Herr will keine solche Schweine, ist ein Schaafhirte, gute und willige Schäflein

führt er auf die lebendigen Weiden, er will ein Volk haben, das fleißig wäre in guten Werken.

Und nun, da er das Versprechen erhielt von Schweinen, daß sie Schaafe werden wollten, absolvirte er sie, und entließ die Leute.

Da war denn übles Wetter, und der Weg schlüpfrig, und die Leute dachten mehr an den Himmel, als an die Erde, und ein hübsches schmuckes Bauernmägdlein, das erst zum vierzehnmale gebeichtet, und in Gedanken über ihre Sünden war, und zu tief mochte hineingekommen seyn, stolperte und fiel mitten in den Morast.

Das alte Mütterlein erstaunt darob, und sorgsam, der Teufel möchte hier sein Spiel haben; und eingedenk der Reden des Pfarrherrn, zog die arme Tochter heraus, und kehrte um, und gieng strax wieder nach der Kirche, wo der Pfarrherr noch war, und zeigte den Fall an, und sagte, es sey bloßes Versehen, und Stolpern und Fallen sey menschlich, und er möchte ihr vergeben, und sie abwaschen, von dem neuen Schmutze, der sie ärgere und reue.

Der Pfarrherr ergrimmte über ihres Herzens Härtigkeit, und schimpfte und sagte, ich bin kein Schweinhirte, und warum hat das Mägdlein nicht auf den Weg gesehen, habe deutlich

ermahnt, und die alten Händel sind abgethan, und ich lasse mich in keine neuen ein.

Betrübt giengen beide heim, und beteten die ganze Nacht, und das Mägdlein ward krank, und konnte das Nachtmahl nicht nehmen, und die Mutter schimpfte über die Härte des Pfarrherrn, und gieng anders wohin zur Kirche.

Das Mägdlein blieb krank, und kein Doctor konnte helfen, und ward betrübt und sehnte sich gen Himmel, und vier Monde entflohen, und das Uebel schien immer ärger zu werden, und das arme Kind weinte sich die Augen beinahe heraus, so daß die ganze Gemeinde in die Stadt lief, und die drei geistlichen und eben so viel weltliche Aerzte herbei holte.

Die geistlichen Aerzte sagten, in dem Mägdlein steckt der Teufel, und der Pfarrer hat gefehlt, hätte er sie nochmals absolvirt, der Böse hätte weichen müssen, und sie ließen ihn hart an, und exorcisirten mit Macht, und das Mägdlein wollte ihn noch immer schären, und keine Besserung noch vermerken.

Die weltlichen Aerzte verlangten nun die Einsicht, und thaten Fragen an die Kranke, die nicht zum schönsten lauteten, und drangen weiter als der geistliche Arzt sich wagt, und die arme Sünderin konnte nun nach dem eingenommenen Au-

genschein nimmer leugnen, und es hieß — das Mägdlein ist schwanger! —

Der Ammann hörte es über Tisch, und kam nun gleich gerannt mit seinen Schreibern, und das Mägdlein gestand nichts und sagte; sie wisse von nichts, habe keinen aufs Fenstern eingelassen, und sey ein reines Mägdlein, und wäre Jemand an ihrem Unglücke Schuld; so seys der geistliche Herr, dem habe sie's gleich in der Beichte gesagt.

Der geistliche Herr! sagte der Ammann, und der geistliche Herr! schrieen die geistlichen Aerzte! — setzten sich in den Wagen, und fuhren entrüstet heim, und machten dem Pfarrer den Proceß.

Er vertheidigte sich, und die Sache zog sich in die Länge, und die weltlichen Aerzte sagten: Es wird offenbar werden, und das Mägdlein wird bald das wahre Zeugniß geben, und ist er unschuldig, so soll er denn absolvirt werden, und soll uns freuen, wenn es sich nicht so findet, wie man vermuthet.

Und das Mägdlein kam nieder, und brachte ein todtes Kind, aber ein Kind, das das zehnte Gebot auf der Stirne trug, dem Pfarrer war wie aus dem Auge geschnitten, Ueberschläglein hatte aufs Fleisch gemahlt und eine Perique, und

alle Welt ſagte: Was brauchts weiter Zeugniß, es iſt des Pfarrers Ebenbild.

Der Pfarrherr wußte nicht, wie ihm geſchah, und die Richter nahmen ihm den Hirtenſtab, und doch war er ſich keiner Sünde bewußt.

Erſt als man weiter die Natur ſtudierte, wurde des Pfarrers Ehre gerettet, und er wieder eingeſetzt.

Der Pfarrher war ein Redner, ein Mann, der voller Bilder hieng, und keinen Satz ohne Bild vertrug, da das Mägdlein zum erſtenmal beichtete, erregte des Pfarrherren Rede einen lebhaften Eindruck in ihrer Seele, und ſie blieb in Gedanken, bis ſie zum zweitenmal gieng, wo ſie noch betrübter, noch feuriger wurde von den Bildern des Herrn, beim drittenmale brachte ſeine Beſchreibung einer Sünderin ſie ganz auſſer ſich. Er hat, ſagte ſie, Sünden vorgebracht in ſeiner Rede, und ſie ſo gemahlt, die ich nicht kenne, und hat mir ſie doch vergeben: Sollte nicht Gott böſe werden, daß ich mir Dinge vergeben laſſe, die ich nicht begangen habe? —

Sie erzählte es einem jungen Burſchen aus meiner Gemeinde, der immer hinkommt, um Brod zu verkaufen, ganz zutraulich.

Und der Burſche nahm die Gelegenheit mit, berauſchte das Mägdlein mit einem Getränke, und nahm ihr ihre Unſchuld.

Das Mägdlein war feurig, und des Pfarrers Bild, und die Bilder seiner Rede schwebten ihr beständig vor, und Mutter Natur ist eine Mahlerin, wie es keine giebt, und sie mahlte des Pfarrers Beichtrede im Mutterleibe an.

Der Bursche bekannte mir sein Vergehen in der Beichte, und ich verwarnte ihn hart, aber kein katholischer Christ bekam bei uns noch einen so deutschen Beichtzettel, wie das Bauernmädchen.

Und darum, Herr Schulmeister, erinnerte ich an die bösen Wege, und meinte, man sollte die bösen Wege keinem vormahlen, sondern hoffen, das Laster finde den Weg von selber.

O, sprach der Schulmeister, Ehrwürdiger Herr, wir vergeben doch keine künftigen Sünden, wie ihre Kirche Beispiele liefert, und ihr Clerus liefert Beweise der Enthaltsamkeit genug. Manche Ohrenbeichte ist dem geistlichen Herrn ein lieblich Bilderbuch, und das Herz der Sünderin ist ein Spiegel, in welchem der geistliche Herr sich nach der Beichte lieber beschaut, als vorher.

Mancher, vor deren Enthaltsamkeit er sich geschent böse Anträge zu machen, traut er nachher etwas zu, das sie nicht ausschlägt.

Die Ohrenbeichte ist ein wahrer Probierstein für den Lüstling, und manche geistliche Tochter geht rein in die Kirche, und geht als Sünderin wieder hinaus.

Aber daß man Sünden zu euch hintragen kann, hinsenden kann, durch Advokaten, das ist das schönste, das hieß ich gebeichtet.

Wie meint er das, sagte der Pfarrherr?

Es war einmal, versetzte der Schulmeister, ein Müller, der auf einer Einöde lebte, und etwas weit in die Kirche hatte; der nahm sich vor, die Beicht zu besuchen, und machte sich einstmals auf, mit seinem Weibe.

Die Frau sollte bald in die Wochen kommen, und besorgte immer, es möchte ihr der Weg zu weit seyn, und gieng blos überredet mit.

Es hatte die Nacht geregnet, und sie muſten ein Steglein paßiren, das das Wasser abgerissen hatte, und standen bedenklich daran, und dachten auf Mittel, hinüber zu kommen.

Der Mann machte einen Versuch, und stand bis über die Knice im Wasser, und kam hinüber, und bat die Frau ein Gleiches zu thun.

Die Frau weigerte sich, und gab sich für krank an, und sagte: Ich kann nicht zur Beichte gehen, und doch weiß ich nicht, wie es gehen möge mit meinem Kindbett, und muß Vergebung meiner Sünden haben, sonst kann ich nicht ruhig seyn, und würde verzweifeln, wenn ich sterben sollte.

Weißt du was, fuhr sie nach einer Pause fort, ich will dir meine Sünden erzählen, beichte sie dem Pfarrherrn an meiner Stelle.

Der Mann weigerte sich, er war kein Freund von langen Beichtreden, dachte an seine Sünden nicht gerne, und war ihm die Aussage da wiederlich genug, er wollte sich daher nicht einlassen mit dem Handel, und forderte, die Frau solle herübergehen, oder er wolle sich auch willig finden lassen, sie herüber zu tragen.

Beides wurde abgeschlagen, und endlich, da der Mann schon läuten hörte, entschloß er sich, da übrigens die Neugierde dazu kam, die geheimen Sünden seiner Frau zu wissen, und ihre Begierden und ihm unbekannte Werke bei der Gelegenheit zu erfahren.

Er gieng wieder hinüber, ermahnte ehrlich zu beichten, und schrieb die Hauptpunkte in seine Schreibtafel.

Sie giengen die Gebote durch, die Frau sagte, daß sie andere Menschen oft lieber gehabt hätte als Gott, und mehr an sie gedacht als an Gott, und der Mann schöpfte schon Argwohn, jedoch er wollte nicht weiter fragen, weil ers für unerlaubt hielt, und so ließ er denn weiter fortfahren.

Er kam ins Nachdenken, und überhörte manches, und stand am sechsten Gebot, wo denn die Frau einen fremden Buhlen erkannte zu dem Kinde, das sie trüge, und menschliche Schwachheiten und eine schwache Stunde angab, die jedes Weib haben sollte.

Der Mann hatte es überhört, denn er war noch über die erste Rede stutzig, und vernahm nur noch die letzte Sylbe, die wie ein Licht in seiner Seele aufloderte, und wie, sprach er, busfertige Tochter, wie war der Fall, erzählet mir's noch einmal, ich will den Fall überlegen, um mein Bedenken darüber anzustellen.

Die Frau schon froh, daß der Mann es noch einmal hören konnte, denn nicht alle Männer können das, ward nun aufrichtiger und erzählte alles ganz genau, und der Mann ward wie ein Rasender und grämte sich, und schlug sich an den Kopf.

Wahrhaftig, fuhr er in Zorn aus, säße ich nicht da, an Gottesstatt, ich hätte Lust und gäbe dir eine Ohrfeige! —

Die Beichttochter war reuig und hatte geendet, und der Mann schied kalt von ihr, und kam in die Beichte.

Als er seine Beichte vollendet hatte, und absolvirt war, sagte er: Hochwürdiger Herr, mein Weib ist krank geworden, und hat ihre Sünden auf meine Seele gelegt, und zum Verrechnen mitgetheilt.

Und der Pfarrherr sprach, so lasset denn hören, ihr habet ein tugendsam Weib, und es wird bald abgethan seyn.

Warlich nicht, sagte der Mann, und es reut mich, daß ich den Beichtstuhl meiner Frau ab-

gegeben habe, was ich nicht weis, macht mich nicht heiß, und ich habe durch diese Beichte ein unruhig Leben bekommen.

Der Pfarrherr winkerte sich und sagte: So erzählet denn, und er sagte nun Alles, und sagte auch wie es in seinem Herzen aussähe, und was er thun wolle, wenn er den Mann der Sünde gar heraus brächte, den sie wollte vergessen haben.

Der Pfarrherr wehrte ab und sagte: Mann, das verbiete ich euch im Namen Gottes, ihr habt meine Person agirt, und müsset es auch so kalt angehört haben, als ich die Sünden meiner geistlichen Brüder und Schwestern höre.

Euer Weib hat gefehlt, und ihr habt auch gefehlt, das sagt eure Beichte, und ich ermahne euch nicht Rache zu üben an ihr, oder an ihren Buhlen, sonst muß ich aus eurer Beichte ihr Dinge entdecken, die ihre Sünden rechtfertigen möchten, und ihr würdet dann nur in Schanden bestehen.

Die Sünde ist einmal von mir vergeben worden, und hätte meine Tochter mir's ins Ohr sagen können, so hättet ihr nichts davon gemerkt, und auch nicht erzürnen können.

Der Mann gieng nachdenkend heim, und warf der Frau alle Tage ihre Beichte vor, und

behielt ihr die Vergebung vor, und da sie hierher kam, wollt er das Kind nicht auf seinen Namen taufen lassen.

Der Pfarrherr schlichtete den Streit.

Die Sünde, sprach er, gehört mir zu, und geht euch nichts an, und ich taufe das Kind als das eurige, denn ihr hättet ihre Sünde nicht zurechnen können, wenn die heilige Beichte sie nicht verrathen hätte.

Bleibet ruhig und gedenket ihrer Fehler nimmer, und verrathet das Geheimniß der Beicht keiner Seele, sonst zeige ichs dem Richter an, und ihr werdet gestraft von Gottes wegen.

Der Müller erschrack, und vergaß über den Schrecken die Sünde seines Weibes, und wenn er anfangen wollte, so weinte die Frau und sagte: Ich wills dem Pfarrherrn sagen, und noch zehnmal meine Sünde beichten, und er wirds mirs zehnmal vergeben.

Und der Mann bat, es nicht zu thun, und sagte: Laß uns treulich beisammen leben, und uns künftig hin mehr ins Ohr sagen als dem Pfarrherrn, so leben wir besser und ruhiger und tugendhafter.

Der Pfarrherr hatte recht, daß er sagte, die Sünde gehört mir zu; denn er verführte

das Weib, und das Weib schämte sich, ihm zu bekennen, und ihm ins Ohr zu sagen: Du bist mein Verführer gewesen, und zu bitten, ihr das zu vergeben, was er so gern gethan.

Der Schulmeister schwieg, und der Pfarrherr sagte: du Schelm, das ist erlogen, nein, nein, sagte der Schulmeister, das Weib kam nachher in unsere Pfarre, und hat es meinem Herrn Pfarrer auf dem Krankenbette erzählt.

Der Mond.

Nein auf immer! flüsterte das Mägdlein, indem es sich wärmer an den liebenden Jüngling drückte, und der Mond lachte heller herab, und ich saß außen auf meinem Bänklein, und blickte ebenfalls in den Mond, und war heiter und freute mich des schönen Abendes.

Guter Mond, sagt ich, so bist du denn noch immer der Patron der Liebenden, so sehr man dich auch schon darüber verschrieen hat, und um alle deine Ehre zu bringen dachte! —

Warum denn nun aber gerade der Mond, warum nicht die aufgehende oder untergehende Sonne? —

Es muß schon so etwas in der Natur liegen, die aufgehende Sonne, glaub ich, gehört dem Denker, dem Freunde der Natur zu, der weidet sich an ihren Strahlen, und genießet, während die halbe Welt noch schläft, und verachtet den mondsüchtigen Haufen, und sieht seltner die Sonne untergehen, er ist noch in seinen Geschäfften als Weltbürger, als Geschäfftsmann.

Die untergehende Sonne beobachtet das Alter am liebsten, es ist die sinkende Sonne des

menschlichen Lebens, und sie mahlet den Tod und das Grab und das ewige Leben.

Im Monde sieht das Alter seine Jugend wieder, und die Jugend erwachet und reifet, die dunklen Schatten der Nacht, und das holde Bild des Mondes, der so ein schwärmerisches Helldunkel bildet, erwecket die Phantasie, die Nacht ist verschwiegen, und weniger neidische Augen beobachten die gülen Herzen, und es ist die Zeit ganz, wo man am schönsten Luftgebäude bilden kann, weil die Würklichkeit nicht widerspricht, ein schönes Schäferleben sich vorstellet, weil man keine Dornen und Disteln erblickt, und Niemand, auf dessen Huth die Liebenden grasen, sich weitere Einreden erlaubt, weil er's verschläft.

Am Morgen erst trauert der Arme, daß die Welt gestern ganz anders ausgesehen habe, als heute, und er schämt sich seiner Träume, und wartet bis es wieder Abend wird, wo er dann die Gegenwart vergißt, und eine Zukunft nach Wohlgefallen sich verstellet.

Da hört ich letzthin ein feines Mährlein, und weil der Mond ein beständiger Mährleinträger ist, so will ich ihm eines ausheften, er leuchte dazu! —

Es war einmal ein schöner Abend, der Mond leuchtete traulich herab, die Sternlein flimmerten, und feierlich war die ganze Natur.

Da saß ein Mädchen alleine in ihrem Kämmerlein, und schaute in den Mond, und dachte an ihren Geliebten, den sie lange nimmer gesehen, und dachte — was denken Mädchen nicht alles — er sey wohl lange todt, und komme nimmer, denn er hatte nichts von sich hören lassen.

Sie weinte eine Zeitlang um ihren Anton, und da sie satt sich geweint, bekam sie Lust spatzieren zu gehen im Mondschein, und befahl ihrem Kammermädchen indessen Wache zu halten im Zimmer, wenn etwa Jemand kommen sollte.

Costanza, so hieß das Mädchen, schaute ebenfalls gerne in den Mond, und wäre auch gerne spatzieren gegangen, denn der Stadtpoet lauerte mit einem Minneliedlein auf sie, und hatte ihr versprochen einen poetischen Trost für ihre Gebieterin, als Empfehlung einzureichen.

Die gute Costanza durfte nichts sagen, und weinte wie ein Kind, als ihre Gebieterin weg war.

Kaum war sie hinunter, so kam sie wieder. Costanza, sprach sie, man belauert mich, und ich kann nicht in meinem Stüblein bleiben, ich will deine Kleider anlegen, um verdeckt zu bleiben.

Und der Mond leuchtete dazu.

Und Costanza dachte an nichts Arges, und da sie fort war, erwachte die Eitelkeit, und sie probirte Juliens Kleider an, und gefiel sich wohl

darinnen, und ward schläfrig und schlummerte ein, und träumte vom Mondschein und vom Geliebten.

Der Stadtpoet war ausgegangen mit einem Bläuchen Papier, und suchte Costanza, um ihr das Gedicht auf die lange Abwesenheit ihres Geliebten zu geben, und um zu minnen, und recitirte seine Verse, die ganz elegisch waren, und stand am Bache, und schaute und sprach hinein.

Und seine Phantasie mußte Julien anreden, im Namen Antons und Julie rufen, und Julie mußte zärtlich antworten, und endlich die beiden Herzen einander wieder finden, und der Mond dazu leuchten.

Und um sich in die rechte Positur zu setzen und seiner Phantasie den Schwung zu geben, borgte er Antons Uniform von Costanza, die im Julien Zimmer lag, und war ganz in sich vertieft.

Anton war ein Officier, der wenig Vermögen hatte, und hatte Julien im Mondscheine gesehen und geliebt, und hatte Erhörung gefunden, aber ihre Aeltern eiferten stark dagegen, und lästerten das empfindsame Mädchen, und der Officier that Julien im Mondschein den Vorschlag mit in den Krieg zu ziehen, und mit Beute

und Ehre wieder heim zu kommen, und dann um sie zu werben.

Und Julie bewilligte ihm seine Bitte ungern, und schaute, als er fort war, immer in den Mond, denn sie meinte, da sey das Kriegstheater.

Julie sah den Mann mit der Feder, hörte ihren Namen, hörte die Stimme der Verzweiflung, hörte vom Entführen in dem Gedichte, und flog dem Manne in die Arme, und der Poet im lirischen Schwunge konnte sich nicht besinnen, sondern eilte davon mit seiner Schäferin, die er immerzu für Costanza hielt.

Der Mond leuchtete dazu, und beide kamen nicht aus ihrem Taumel, und begegneten einem Pfarrherrn, der in vollem Ornate war, und von einem Krankenbesuche heim gieng, ein junges Männlein, der mondsüchtig war.

Dem erzählte nun Julie ihre Noth, und er machte die Erde zum Tempel, und kopulirte beide auf der Stelle, und nahm sie in seine Wohnung, und sperrte ein feines Stüblein auf und sagte: Bringt hier die Nacht zu; und liebet euch wie heute die ganze Lebenszeit, und stellte kein Licht hinein, sondern gieng, denn der Mond leuchtete dazu, und er sagte oft, er hätte uns drum gegeben, wenn in seiner ersten Hochzeitnacht der

Mond geschienen hätte, das wäre ein zweiter Himmel.

Costanza war indeß besorgt wegen des Fräuleins, und schlich zum Hinterthürlein hinaus sie zu suchen, und Junker Eduard, ein Nachbar des Fräuleins, der ihrentwegen auch mondsüchtig geworden war, und schon drei Nächte vor ihrem Hause Wache gehalten, ohne daß sie es wußte, war in Enthusiasmus, als er sie sah, und fiel nieder und betete an, und raubte ihr Küsse und umarmte sie endlich mit Wärme, und trug sie fort in voller Leidenschaft.

Was Costanza der kleine lose Schelm mochte gedacht haben, weis der Mond alleine, genug sie ließ sich forttragen, und schmiegte sich an den Junker.

Und der Pfaffe mußte zu Nacht noch auf, und sie trauen, und ohne Fackeln, denn der Mond, der liebenden Fackel leuchtete dazu.

Anton kam gerade diese Nacht auch an, er war untreu worden, hatte im Mondscheine ein Mägdlein gesehen, und sich in sie verliebt, und ohne Pfarrherrn vom Monde copuliren lassen, und gieng ums Schloß, und wollte nach Julien sich erkundigen, und war eben in Gespräch mit seinem Weibe über seine erste Liebe, als auf einmal ein gewaltiger Lerm entstand, und der Rittmei-

meiſter vorbei ſprengte, der die Entführte ſuchte, und da er im Mondſchein Anton ſah, ſagte er, gefunden, gefunden, und nahm ſein Mägdlein auf den Gaul, und übergab den armen Anton der Wache.

Meda, ſo hieß das Mägdlein, hatte den armen Anton mehr geliebt im Mondſcheine, als im Sonnenſcheine, und war ziemlich kalt geworden.

Der Rittmeiſter war ein ſchöner Mann, und blickte ihr warm ins Auge, und küßte ſie, und dachte, Anton hat nicht übel gewählt, und das Fräulein muß mein werden, und doch ritt er mit dem Fräulein fort, und dachte nimmer heim zu kommen.

Und nun war der Mondſchein vorbei, und es näherte ſich der Tag.

Anton ward am erſten verhört, und geſtand nichts, und war ein Narr worden vor Aergerniß und Kummer, er ſchimpfte auf das Fräulein und des Fräuleins Vater, und wollte ſeine Meda wieder haben, die Niemand wußte, und bekam ſeinen Abſchied, und wanderte ins Irrhaus, wo er oft den Mond beſchaute, und hinauf fluchte, und ſagte: Du einfältiger Stern,

warum hat die Liebe dich in Beschlag genommen, und warum leuchtest du nicht besser, daß es weniger Irrungen giebt, und weniger Träume, und mehr Wahrheit.

Er warf nach den Mond mit Steinen, und man mußte ihn in ein dunkles Zimmer sperren, wo er nimmer den Mond betrachten konnte.

Und endlich starb er, und manche gute Seele schaute den Mond an, und sitzt auf seinem Grabe.

Julie erwachte am ersten vom Schlummer, und machte große Augen, denn das war Anton nicht, ward ängstlich, wollte rufen und konnte nicht, schaute den Schlafenden an, und ward zufriedner, und betrachtete die Feder seines Hutes, und dachte, wer kann helfen, die Nacht ist dunkel, und blind die Liebe.

Und als sie so dachte, erwachte der Poet auch, und — gnädig — Fräulein, stotterte er, und welch ein Irrthum dachte er bei sich, und verlohr Reim und Silbenmaas, und wäre noch lange so geblieben, wenn Julie ihn nicht geweckt hätte, um weitere Entschließungen zu fassen.

Daß Gott, sagte das Fräulein, als sie hörte, daß er der Musen Diener sey, und fieng an zu weinen, und verfluchte den Mond, hätt

er denn nicht das Maul aufthun können, und — der Poet zeigte auf Costanzens Kleidung, und sie war seine Geliebte, und er wollte schon lange mit ihr fort, und sein Hochzeitcarmen war fertig, wie er ihr selbiges denn zum Beweis aus seiner Weste zog.

Julie war ausser sich vor Bekümmerniß, sie, die einzige Tochter ihres reichen Vaters, und an den Poeten verheirathet, an den Bedienten der Bürgerschaft, und schon kopulirt und nimmer zu trennen.

O, daß du nimmer scheinen möchtest, treuloses Gestirn, sagte sie, und stand unwillig über ihren neuen Stand auf.

Sie wollte geschieden seyn, aber der Pfarrherr sagte nein, was der Herr verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen.

Und womit, sagte sie zum Poeten, will er nun eine Frau ernähren, mein Vater ist hart, und giebt mir nichts, wird mich öffentlich der Schande Preis geben, und Armuth und Elend wird unser Loos seyn.

Der Pfarrherr gieng, und mußte zum Fürsten, und erzählte den Vorgang, der viel Vergnügen machte, der Poet muste seine Be-

geistrung besingen, und ward zum Hofpoeten ernannt, und endlich zum Pfalzgrafen, und Juliens Vater starb vor Schrecken, über den Verlust seiner Tochter, und der neue Pfalzgraf ward ein reicher Mann, und schrieb Heldenbriefe, und endlich ein grosses Heldengedicht, und dankte dem Monde, so oft er ihn sah, denn hätte er ihm nicht den Streich gespielt durch den grossen Apoll, wäre er nimmermehr so mächtig geworden.

Er liess sich adeln, und Julie ward ganz zufrieden, aber den Mond konnte sie nimmer leiden.

Costanza, die der Junker ins Ehebett getragen, erwachte früher als der Junker, und zitterte und bebte vor dem Ausgang.

Endlich erwachte er, und schaute mit grossen Augen das arme Mädchen an, und Julie, sagte er, was der Teufel, du bist ja nimmer mehr meine Julie! —

Costanza schwieg.

Hm, sprach der Junker, nichts desto weniger, ein schmuckes Mägdelein, aber Julie, Julie!

Und nun wurde gebeichtet, und der Mond bekam manches Lästerwort, daß er nicht besser geleuchtet.

Doch auch beim Sonnenſcheln liebte er das Mägdlein, denn es war ein Schelm, und ein Weib in eigentlicher Bedeutung.

Und da er Juliens Abendfeuer hörte, lachte er hoch auf, und umarmte ſein Weib mit innigerer Wärme, und oft erzählten ſie einander im Mondſcheine ihre Gedanken.

Der Rittmeiſter ritt die ganze Nacht fort, und raſtete nicht, denn er kannte den Ahnd, und meinte immer, er bekäme Nachſtellungen.

Am Morgen beſchaute er ſeine Beute ernſtlicher, und Himmel und Hölle fluchte er, als er ſich ſo betrogen fand.

Meda war Weib, und trug die erſte Frucht ihrer Liebe, und der Rittmeiſter fluchte wie ein Raſender, und überfüllte ſie mit Läſterungen, die ſie nicht verſtand, denn ſie war eine Italiänerinn, und hatte Anton zu lieb ihr Vaterland verlaſſen.

Er wandte um und verließ ſie, und in wenig Wochen lag ein kleiner Knabe, ganz Antons Bild, auf ihrem Schooße.

Thränend küßte ſie den holden Kleinen, und ſuchte Antons Grab, und lebte kümmerlich, bis Julie ſie erfuhr, und unterſtützte.

Immer weinte sie im Mondschein, und saß auf seinem Grabe, und starb auf seinem Grabe, und der Mond lächelte auf ihre Hülle.

Und als sie ihr Leben aushauchte, trauerte der Mond, und bekam einen Hof, und die Wetterverständigen prophezeiten Regen am andern Tage — ich aber schaute damals schon den Mond an, und sagte: holdes Sternlein, solltest die weichen Seelen doch nicht so narren!! —

Inhalt.

1) Der blaue Montag.	Seite 11
2) Die Hochzeit.	32
3) Der Leichentrank.	45
4) Wer hat Recht?	59
5) Was sagt der Kalender?	75
6) Gevatterschaft.	87

Inhalt.

7) Kartengeld. Seite 101

8) Die Welt, was iſt ſie? 113

9) Thaten eines Bierfaſſes. 126

10) Abendgeſpräch über die Worte: Fräulein, Demoiſelle und Jungfrau. 151

11) Der Mann, der keinen Kopf hat. 171

12) Die Beichte. 190

13) Der Mond. 203